

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 11.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 10. März 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Rachdruck verboten.

Unter dem Niagara-Falle.

Novellette von Doris Frein von Spaettgen.

Niagara-Falls, den 18. October.

Therese Carrie!

Der glühendste Wunsch meines Lebens ist wirklich in Erfüllung gegangen. Ich bin unter dem Niagara-Falle gewesen! Nicht allein, daß es mir vergönnt war, das kostbarste Naturschauspiel unserer Erde zu bewundern, in stummer, staunender Erstarrung verunken, die gigantischen Fälle in die Tiefe stürzen zu sehen, während mir dabei ein eisiges Gruseln über jenes Wunder durch die Glieder bebt, — nein, Carrie, Herzschwester, in die berühmte cave of the winds (Windhöhle) bin ich mit Papa hinabgestiegen!

Von Goat-Island aus ist es möglich, unter die Fälle zu gelangen, oder richtiger gesagt: unter den Raum zwischen der Felsenwand und den über dieselbe hinabstürzenden Fluthen des amerikanischen Falles. Raum glaublich ist das, und doch ist es nur der kleinste Theil der mächtigen Katarakte, unter welche ein menschliches Wesen sich wagen kann.

Indeß ist es durchaus nicht meine Absicht, Dir, Du Hasenfuß, der aus purem Mangel an Courage sich an unserer schönen Partie nicht betheiligen wollte, eine eingehende Naturbeschreibung zum Besten zu geben. Wenn es Dich interessiert, so nimm Dir ein Reisehandbuch vor, und Du bist schneller orientirt, als ich es zu thun vermöchte. Nur von einem allerliebsten Abenteuerer muß ich Dir noch berichten. Denke Dir: ein Abenteuerer unter dem Niagara-Falle! So etwas erlebt ein einfacher Sterblicher, ein Mädchen von neunzehn Jahren, und noch dazu eine Deutsche, nicht oft im Leben!

Höre also!

Der Fremden-Andrang an den Fällen war, wohl der vorgegerückten Jahreszeit wegen, nicht mehr sehr groß. Nur fünf Personen, darunter Papa und ich, machten sich auf den Weg nach der Windhöhle; ich als die einzige Dame, was meinen Stolz nicht wenig hob, besonders, da man mir von verschiedenen Seiten das wirklich Gefährliche und Anstrengende unseres Unternehmens klar zu legen sich bemühte. Vor Allem war es ein junger Deutscher, — die Visitenkarte, welche er uns reichte, lautete: „Arnulf Clemens, Privatdocent. Berlin“, — der fast außer sich darüber gerieth, als er erfuhr, daß ich die Herren begleiten, mein blutjunges Leben, wie er feurig sich ausdrückte, diesen elementaren Mächten der Tiefe preisgeben wolle. Er selbst habe den Weg durch die Windhöhle in wissenschaftlichem Interesse schon einmal gemacht, kenne daher die gefährliche Passage ziemlich genau, worauf er dann noch eine schauerliche Schilderung derselben folgen ließ. Doch ich blieb unerschütterlich und lachte. Nichts in der Welt hätte mich auch von meinem Vorhaben abzubringen vermocht. Hatte mein Widerstand den Deutschen verlegt oder getränkt? — ich weiß es nicht. Wenigstens verlor ich ihn bald darauf aus dem Gesicht, das heißt, sein Gesicht verlor sich unter der riesigen Kapuze des sogenannten „wasserdichten“ Anzuges aus safran-gelbem Wachstuch, womit man uns vom Kopfe bis zu den Füßen bekleidete. Nebenbei vervollständigten monströse Felpantoffeln, die einem Seden von uns unter die Füße gebunden wurden, die originelle

Toilette. Das Betreten des nassen, schlüpfrigen Gesteins wäre ohne letztere auch eine Unmöglichkeit. Und so traten wir, derartig ausgerüstet, die Reise nach der Unterwelt an.

Aber, o Carrie! Deine waghalige kleine Schwester hatte doch ihren Muth und ihre Kräfte überschätzt.

Gar schnell verschwand das übermüthige Lachen von meinem Gesicht, und fast bereuete ich, Mr. Clemens' wohlmeinender

Warnung kein Gehör geschenkt zu haben. Ein unheimliches Brausen und wahrhaftes Donnergetöse umfing uns bald, und der ungeheure Luftdruck, durch die Gewalt und Geschwindigkeit des herabstürzenden Wassers verursacht, übte einen so betörenden Einfluß auf unsere Lungen aus, daß man kaum zu athmen vermochte. Ueber unsere Häupter hinweg raste und rauschte die Wasserfluth mit betäubendem Gebrüll in den Abgrund



In Erwartung. Von Emma von Müller. — Siehe Seite 46.

Dide, graue Nebeldämmerung und fortwährender feiner Regen erfüllte die Atmosphäre ringsum, während von Zeit zu Zeit brausende Schwallen weißen Gisches bis zu uns heranschlugen.

So ging man langsam auf dem nur durch ein höchst primitives Gelande geschützten Wege vorwärts. Drei verumtete Gestalten bewegten sich vor mir; ich selbst wankte hinterdrein, und zuletzt schritt noch ein Mensch, es konnte nur Papa sein, der bisher dicht an meiner Seite geblieben war.

Ueberwältigend und kaum mehr erträglich wirkte auf mich das furchtbare Tosen. O spote meiner deshalb nicht! Denn was sind Menschennerven gegenüber jenen entsetzlichen Naturgewalten. Du wirst es daher natürlich finden, daß wir nicht lange in diesem schauerlich schönen Raume blieben. Die Großartigkeit der Windhöhle spottet überhaupt jeder Beschreibung. Dann kehrte ein Jedes auf dem Absatz um und, außerst vorsichtig, Schritt um Schritt genau beachtend, tappte man den lebensgefährlichen Weg wieder rückwärts. Da überkam mich plötzlich ein derartiger Schwindel, daß ich die Füße nicht mehr zu heben vermochte und die Augen schließen mußte. Das Gelande umflammerte ich frampfhaft und taumelte unsicher hin und her. Im Moment aber umfaßten auch schon zwei starke Arme meine bebende Gestalt vorsorglich. Nur denken konnte ich noch: „welches Glück, daß Papa neben mir ist!“ Dann schmeigte ich mich halb besinnungslos, allein glücklich und beruhigt, an die treue Brust.

Indes währte diese vorübergehende Schwäche wohl kaum zwei Minuten. Da schlug ich die Augen auf und drängte wieder vorwärts. Dort, ein ziemliches Stück von uns entfernt, schritten bereits die übrigen, die während dem vorgekommen waren. Muthig raffte ich mich daher empor. Und, dem Himmel sei gedankt, endlich wurde es auch heller, das furchterliche Tosen und Brausen verminderte sich. Freier vermochten die Lungen wieder zu atmen, und schon drang Tageschein bis zu uns. Nur ein kurzer Pfad noch aufwärts, und — Gott Lob, wir waren gerettet! Fremdenrücken schaute ich zurück, um für meine Heldenthat von Papa mich beglückwünschen zu lassen, — da, — o Schrecken! — der Deutsche, Mr. Arnulf Clemens, war es, der mich folgte. Die Kapuze hatte er abgeworfen, und übermüthig lachten seine blauen Augen mich an. „Grüßlich, Carrie! Nicht wahr? Von seinen Armen umschlossen, hatte ich an seiner Brust geruht! Verwünscht waren in diesem Momente alle meine Niagara-Gelüste. Ich hätte mich selber ohreigenen mögen.“

Was aber half es? Mußte ich nicht noch gute Miene zum bösen Spiele machen? Das heißt, ich glaube, daß ich mit wüthendem Gesichte gekammelt habe: ich hätte Papa hinter mir vermurthet. Innerlich schäumte ich und nahm mir fest vor, dem zudringlichen Baron meinen Zorn fühlen zu lassen.

Auf dem Rückwege nach dem Hotel wich er noch dazu nicht von meiner Seite, als ob der mir geleistete Dienst ihm etwa gar das Recht einräume, fernerhin meinen Beschützer zu spielen. Nebenbei entwickelte er eine echt deutsche Nebseligkeit, um mich zu unterhalten.

Vorausgeschickt muß ich übrigens, daß er kein übler Mann ist, — gewiß nicht, Carrie! Elegante Figur; zwar nicht besonders hübsch, aber hervorragend intelligent ist sein Gesicht, die Augen könnte man sogar als schön bezeichnen. Sie sprudeln von Geist und lachen von Herzensgüte. Eine tiefe Narbe, wahrscheinlich eine Reminiscenz aus der Studentenzeit, zieht sich über die linke Wange hin. Allein der Mensch hatte sich meine vollste Ungnade zugezogen, und dafür sollte er büßen.

Eine günstige Gelegenheit fand sich rasch genug, indem er, da wir deutlich sprachen, seine Freude ausdrückte, in mir eine Landsmännin zu begrüßen. Die Männer besitzen alle eine gründliche Portion Neugierde, und so schlich er denn, wie man in unserem alten lieben Deutschland zu sagen pflegt, gleich der Kage um den heißen Brei. Er tippte hier, — er tippte dort an; kurz, er brannte darauf, zu erfahren, wer wir seien.

„Aha, dachte ich, das ist die Falle!“

Endlich erklärte er sich, zu fragen, ob wir stetig oder nur vorübergehend in den Vereinigten Staaten wohnen!

„Stetig. Der Beruf und die so überaus einträgliche Stellung meines Vaters hält ihn in Amerika fest,“ log ich in größter Gemüthsruhe.

„Advocat? Politiker offenbar?“ forschte er weiter.

„O nein!“ entgegnete ich mit der ernsthaftesten Miene der Welt. „Papa ist der — Todtengräber von New-York!“

Bin ich nicht ein gräßliches Mädchen, solch haarsträubenden Unsinn zu sprechen, Carrie? Dear old Pa? Ich könnte mich todt lachen über meinen Witz. Und doch, — im Moment, da die Lüge heraus war, that er mir leid. Denn das bisher überaus fröhliche Gesicht meines Begleiters nahm einen so erschreckten, traurigen Ausdruck an, als ständen wir plötzlich inmitten des großen Gräberfeldes von Greenwood-Cemetery in der Zeit, wo die Uhr die Geisterstunde schlägt, — huh!

Armer Arnulf Clemens!

Er verbeugte sich höflich, indes merklich steif gegen mich, und wir legten schweigend den Weg nach dem Hotel zurück. Die Medicin that demnach bereits ihre Wirkung. Auffallende Abkühlung! Die erhöhte Temperatur seines Blutes sank auf den Normalstand zurück!

Während des Lunch saß Mr. Clemens Papa und mir schräg gegenüber und unterließ sich lebhaft mit unseren Reisebegleitern. Nur ab und zu streifte mich ein schauer — unfähig trauriger Seitenblick. Aus den Gesprächen vermochte ich jedoch so viel zu entnehmen, daß Arnulf Clemens Geologe sei und eine sechs- bis achtmonatliche Studienreise nach den Vereinigten Staaten unternommen habe. Darauf sprachen die Herren schredlich gelehrte Dinge über Schliemann, über die alten Ruinen des Forts Ticonderoga am Champlain-See, über die wunderbare Bodenbeschaffenheit im Yellowstone-Park, und mehr dergleichen. Ich merkte es Papa an, wie gern er an dieser wissenschaftlichen Unterhaltung sich betheiligte hätte. Allein, da ich ihn bereits vor dem Frühstück von meinem Scherz in Kenntniß gesetzt, so that er mir wirklich den Gefallen, mich nicht zu blamiren, und vertiefte sich statt dessen lediglich in die Wissenschaft der „Gastronomie“. Dabei legte er auch einen so indifferenten, fast möchte ich sagen stumpfsinnigen Ausdruck in sein liebes Gesicht, der dem Todtengräber von New-York wahrhaftig alle Ehre machte. Im Uebrigen zürnte er mir durchaus nicht und äußerte, mit dem Finger drohend, bloß, daß ich ein loser Schelm sei! — Eine Stunde später dampften wir zurück nach New-York.

Vollkommen befriedigt war meine wißbegierige Seele von unserem Ausflug. Auch Papa zeigte sich in bester Laune, schwatzte heiter und machte schon Pläne für die nächste Sommerferienreise. Und dennoch — mir, Carrie, — nun bitte ich wiederum, mich nicht auszulachen —, mir war das Herz ein wenig schwer! Warum? Ja, das wußte ich selbst nicht. Du

Vernünftige, Vortreffliche, Du, mein besseres Ich, — Du würdest sagen: das ist die Reue über eine böse That! Vielleicht hättest Du Recht. Der tieftraurige, erschreckte Blick aus Mr. Arnulf Clemens' blauen Augen peinigt mich zuweilen fürchterlich. Die Strafe dafür, daß sein schützender Arm eine schwankende Mädchengestalt im Momente der Gefahr gehalten und an sich gedrückt, war wohl doch zu grausam? —

So endete mein Abenteuer unter dem Niagara-Fall. Gehab' Dich wohl, amüsiere Dich gut bei unseren Freunden in Washington und schreibe gelegentlich einmal an

Deine kleine Schwester Terrie.

* * *

Washington, den 10. November.

Meine liebe Terrie!

Dein frommer Wunsch: amüsiere Dich gut bei unseren Freunden in Washington, hat sich glänzend erfüllt. Die letzten Wochen brachten eine solche Fülle von Abwechslungen und interessanten Bekanntschaften, daß ich Dich um Dein späßiges Niagara-Abenteuer wahrlich nicht beneide.

Unsere guten Newtons sind Menschen, welche sehr hohe Achtung und große Liebe hier genießen, jedoch Jeder, der zum Besuche in ihrem Hause weilt, täglich mehr von dem Werthe dieses vortrefflichen Ehepaars überzeugt wird. Mich verhätscheln sie fast wie ein Baby und fassen nur immer darauf, mir neue Amüsements zu verschaffen. Daher werde ich so bald nicht heimkehren, und Du wirst für unseren guten Papa noch einige Zeit allein Sorge tragen müssen. Ach, Terrie, es ist so wundervoll, sich einmal von einem Mütterchen ein Bißchen verwöhnen zu lassen und zu fühlen, daß . . . !

Doch davon später! — Dein allerliebster Abenteuer unter dem Niagara, welches mich höchlich amüsiert und meine prude, schnell aufbrauende Terrie wieder einmal recht charakterisirt hat, sollte ein Nachspiel finden —; ja, na, nur! Und das habe ich erlebt! Mich hatte das Schicksal anerkoren, die Sünden meiner herzlosen Schwester zu sühnen!

Trotz der ziemlichen Entfernung zwischen Washington und New-York, höre ich bei diesen Worten Dein Herz klopfen, — ich sehe auch deutlich, wie unruhig und ängstlich Deine Augen flackern. Allein Du mußt noch einige Minuten Geduld haben, mein theures Schwesterchen, und mich erst in Ruhe über diese komischsten aller irdischen Zufälligkeiten Bericht erstatten lassen.

Es war bei einer reizenden Tea-party bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten. Schon hieraus magst Du ersehen, welch bevorzugtes Menschentum ich bin, daß sogar die exklusiven, geheiligten Räume des weißen Hauses sich für mich geöffnet haben.

Also: das glänzende Fest war bereits in vollem Gange, — übrigens wurde auch getanzt, — als aus den dichten Reihen der jüngeren Herren die Gestalt eines Mannes sich löste, welche sofort meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Elegante Figur, — intelligentes Gesicht mit einer tiefen Narbe über der linken Wange, — schöne, geistvolle blaue Augen!

Die schäumenden Wasser des Niagara-Falles, die safran-gelbe Kapuze, meine halbhochnächtige, kleine Schwester und, — der Todtengräber von New-York, — das Alles tauchte plötzlich zündend vor meinem Geiste auf.

Eine Pause nach dem Tanze war eben eingetreten, und ich lehnte mich, ein wenig ermüdet, an einen der riesigen Gas-Kandelaber des Saales, das bunte, reizvolle Bild gedankenvoll überschauend. Wahrhaftig! Der bewußte Herr schreitet schnurstracks auf mich zu. Was sollte das wohl bedeuten? — Das Herz pochte mir zwar eben nicht; aber etwas Unruhe, oder vielmehr Unbehagen beschlich mich dennoch. Denn daß ich dem Mr. Arnulf Clemens, Privat-Dozenten aus Berlin, gegenübertreten sollte, war zweifellos. Ebenso zweifellos aber erblickte er in mir die liebliche Nymphe des Niagara.

Offen gestehe ich Dir ein, daß die frappante Ähnlichkeit mit Dir, welche bisher meinen Stolz und das Glück meines Lebens bedeutete, mir in diesem Momente zum ersten Male peinlich wurde. Hatte der junge Mann den schändlichen Betrug entbedt? Wohl sicher nicht, folgerte ich ziemlich richtig. Denn dann würde er in der Empörung seines Herzens Dich gewiß mit Verachtung gestraft und die frühere Begegnung völlig ignoriert haben.

Nein! Erstlich war es ja, daß er jene flüchtige Bekanntschaft mit Dir zu erneuern wünschte, daß das lebhafteste Interesse für meine boshafte kleine Schwester ihm rasch über alle etwaigen Bedenken hinweggehoben. Warum soll die Tochter eines „Todtengräbers“ nicht eine reizende, feingebildete junge Dame sein, für welche ein feuriges Mannesherz sich begeistern kann, zumal, wenn man dieselbe auf dem Ball bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten antrifft? — Amerikanische Verhältnisse sind eben andere, als deutsche. So viel hatte Mr. Clemens sicher schon ausfindig gemacht während des hiesigen Aufenthaltes. Ich hätte sogar darauf schwören wollen, daß er, als er den heroischen Anlauf nahm, zu mir heranzutreten, hinter seiner Augen Stirn combinirte und meinte, ein Todtengräber in Amerika nähme mindestens die hohe Stellung eines deutschen Geheimrathes ein. Und das besiegte entschieden die letzten Scrupel.

Den vollendeten Cavalier verrathend, indes nicht etwa mit einem tieftraurigen Blicke, verbeugte sich Mr. Arnulf Clemens vor mir und fragte artig: ob die Partie nach der Windhöhle mit all den großen Anstrengungen und Fatiquen auch keine üblen Folgen für mich gehabt? Und lächelnd setzte er hinzu: „Wir waren an jenem Morgen so schnell abgereist, daß ich gar nicht mehr Zeit gefunden, mich bei Ihnen zu verabschieden.“

Was sollte ich thun? Jemand ein witziger, oder wenigstens witzig sein wollender Mensch hat einmal geäußert, daß junge Mädchen im Alter von fünfzehn bis neunzehn Jahren in für sie kritischer Situation, selbst wenn ihnen das Weinen nahe sei, nichts klügeres thun könnten, als — immer nur lachen!

Gut! Da ich eben erst neunzehn Jahre geworden bin, so lachte ich.

Mein Lachen schien ihn jedoch noch mehr zu ermutigen. Denn mit einem schwärmerischen Aufschlage seiner schönen Augen fragte er weiter: ob der gemeinsame interessante Ausflug nicht doch sehr reizvoll und poetisch gewesen sei? Er selbst wäre seitdem wie von einem wunderbaren Zauberkanne umflogen. Sicherlich müßten Nixen und Geister der Tiefe in der Windhöhle ihr Wesen treiben.

Nun war aber der Moment gekommen, ihn über die Täuschung, in der er schwelte, aufzuklären.

„Sie irren, mein Herr!“ entgegnete ich ebenfalls sehr höflich, doch glaube ich, daß mir dabei der Schall um die Mundwinkel zuckte. „Meine Augen haben das große Schöpfungswunder, den Niagara-Fall, niemals geschaut. Meine Schwester war es, mit der Sie dort zusammengetroffen sind.“

Fast ungläubig starrte er und schien forschend meine Züge zu mustern, während Mäher und Verlegenheit deutlich über sein Gesicht huschten.

„O, verzeihen Sie! Diese fabelhafte Ähnlichkeit, mein Fräulein! Ich konnte unmöglich ahnen . . .!“ stieß er lebhaft hervor.

„Wir sind auch Zwillingsschwwestern!“ kam ich ihm mit-leidig zu Hülfe.

Darauf wollte er sich mir noch einmal in aller Form vorstellen; doch war ich so unbedacht, zu verrathen, daß Du mir von ihm bereits geschrieben, und er daher mir kein völlig Fremder sei. Merkwürdig strahlten bei dieser Nachricht seine blauen Augen auf. Ich glaube, Terrie, die Nixen der Tiefe haben es ihm gewaltig angethan.

Die Musik rief jetzt zur Quadrille, zu der mich Mr. Clemens pflanzschuldisst aufforderte. Da indes genügend Paare vorhanden waren, und wir Beide eben keine große Lust zum Tanzen verspürten, so behielten wir unseren Platz inne und plauderten weiter.

Seine Beschreibung seines Aeußeren paßt übrigens vollkommen; ich habe ihn auch sofort erkannt. Allein, wenn Du Dich gleich mir eine Viertelstunde mit ihm unterhalten hättest, würdest Du jene häßlichen Worte: „zudringlicher Patron“ ihm im Stillen abtrotzen. Ich finde Arnulf Clemens nicht nur liebenswürdig und charmant, sondern ich bin sogar überzeugt, daß er ein ganz vortrefflicher Mensch ist. Doch brauchst Du, wenn dieser Mann sich nicht von vornherein Deine vollste Ungnade zugezogen, Dir somit also höchst gleichgültig ist, nicht im Geringsten auf mich eifersüchtig zu sein, aus Gründen, die ich Dir am Schlusse meines Briefes mittheilen werde.

Rührend sprach er von seinem lieben, alten Mütterchen in der Heimath und von zwei jungen, unmündigen Brüdern, für die er arbeitet, und welchen eine Stütze zu sein, bisher seine Lebensaufgabe gewesen. Nach der Rückkehr von dieser Reise, hoffe er eine Professur an einer hervorragenden Universität zu erlangen. Jedes Wort, das er sprach, ja sein ganzes Sein und Denken erschien so treuerzichtig, edel und wahr, daß es mich wirklich fast schmerzte, wie Du an diesem Manne frevelhaft Dein Muthchen hast fühlen können. O schäme Dich, böse Terrie!

Gleich alten Bekannten plauderten wir zusammen, sodaß er ganz vergessen zu haben schien, eine fremde junge Dame vor sich zu haben, und gewiß kaum mehr daran dachte, daß wir des „Todtengräbers“ Töchter seien. Um ein Haar wäre ich auch selbst bald aus der Rolle gefallen, indem ich unwor-tiglicher Weise äußerte: Du siehst seit drei Wochen mit Papa wieder in New-York, da die Herbstferien zu Ende gegangen, und Ersterer betreffs des Winter-Semesters sehr in Anspruch genommen würde.

Der starre, fragende Blick des jungen Mannes brachte mich indes schnell zur Besinnung. Seine Stimme zog sich in Falten, und schweigend schaute er zu Boden. Offenbar mußte er darüber nachsinnen, wie komisch es klinge, daß auch Todtengräber Ferienreisen unternähmen, oder ob die Sterblichkeit in Amerika wohl in Semestern eingetheilt wäre.

Herzlich gern hätte ich ihm jetzt gesagt, daß Du einen Scherz mit ihm getrieben, so leid that er mir in diesem Momente. Aber ich durfte Dich ja nicht gar zu sehr compromittiren und wartete mithin eine günstige Gelegenheit ab, ihm die Wahrheit zu gestehen.

„Nach den Mittheilungen Ihrer Fräulein Schwester ist der Beruf Ihres Herrn Vaters ein ernster und schwerer?“ warf er schüchtern und etwas unsicher ein.

„Erst wohl, aber nicht schwer, da Papa sich ihm mit Leib und Seele hingibt, und die Passion alle Mäßigkeiten des-jelben überwindet,“ entgegnete ich mit schlecht unterdrücktem Lächeln.

Wieder sah er mich von oben bis unten fragend an. „Passion zum Todtengräber!“ mochte er wohl denken.

„Sie, Mr. Clemens, müssen das doch am Besten begreifen und verstehen,“ — sprach ich inzwischen lebhaft weiter, — „daß ein Mann im Feuerifer des Studiums und Forschens, wie es Papa zuweilen thut, die lichte, sonnige Gegenwart, — die Welt mit ihren Freuden und Genüssen völlig vergessen kann, um des — Verblissenen, — ja um des Staubes der Vergangenheit willen!“

Das kluge Auge richtete sich einige Secunden prüfend und beinahe streng auf mein lachendes Gesicht. Ohne Zweifel konnte er die innere Verbindung meines Jdeenganges nicht finden.

„Ja?“ fragte er daher halb unwillig.

„Nun ja! Sagten Sie mir nicht soeben, daß Sie Geologe seien? So ein klein wenig geistige Verwandtschaft besteht dann wohl zwischen Ihnen und Papa,“ war meine heitere Antwort, indem ich fortwährend sein immer finsterner werdendes Gesicht beobachtete.

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob Sie Scherz mit mir treiben, oder ob ich selbst in einem argen Irrthume befangen bin?“ fragte er in einem steifen, völlig veränderten Tone. „Denn Alles, was Sie in den letzten fünf Minuten gesprochen haben, erscheint mir dermaßen unverständlich und räthselhaft, daß ich wirklich bitten muß, sich ein wenig deutlicher zu erklären!“

„Aber, mein Gott, wie so denn? Was ist Ihnen nicht klar? Ich scherze wahrhaftig nicht!“ rief ich in ungeduldiger Hast und Erregung.

„Nicht?“ fragte er immer noch ungläubig. „Dann ver-zeihen Sie meine Indiscretion und sagen Sie mir, welche Stellung Ihr Herr Vater eigentlich bekleidet?“

Jetzt pochte mein Herz wirklich. Allein in möglichster Un-befangenheit erwiderte ich:

„Papa ist Professor der todtten Sprachen an der Universität von New-York.“

„Ah!“ Mr. Clemens war einige Schritte zurück getreten und starrte, wie ein Mensch, der aus festem, gesunden Schlaf plötzlich aufgerüttelt wird, mich an.

„Gewiß, mein Herr!“ bestätigte ich mit stolzem Selbst-gefähle. „Und einen Ruf besitzt Papa, der weit über die Grenzen von United-States hinausgeht!“

„Ja —, aber mein Himmel! Dann muß ich Ihr Fräulein Schwester ganz und gar mißverstanden haben,“ stotterte Mr. Clemens in höchster Verwirrung.

Ein wunderbar glückseliger Ausdruck breitete sich mit einem Male über seine treuerzichtigen Züge, als er fortfuhr:

„Sie sagten mir doch, daß . . .“

„Wohl möglich,“ unterbrach ich ihn herzlich lachend. „Doch wie kann man auch in nächster Nähe des Niagara-Falles, der, wie Terrie mir schrieb, solch ein Höllengetöse verursacht, daß der abgefeuerte Schuß einer Kanone ungehört verhallen würde, — wie kann man also dort Jemanden recht verstehen?“

das sie vergessen ließe, daß ihr Traum, ihre Hoffnung, ihre Sehnsucht zu Ende ist! — Sie weiß es jetzt: Malte hat auf der Heimreise Schiffbruch gelitten und nichts gerettet, als sein Leben und die Kleider, die er trug. Also dafür hat er seinen Lohn gesammelt, hat sie einsam gearbeitet drei lange Jahre! Sie wirft einen bitteren Blick nach dem Hause. Da steht der Malte in der Thür und schaut nach ihr hin. Er ist so sonderbar, denkt sie, er läßt sie nicht aus den Augen; wo sie arbeitet, steht er dabei, und sieht sie ihn an, wendet er sich hastig ab, mit einem scheuen Blick, den sie früher nie an ihm bemerkt hat. Auch jetzt geht er rasch in's Haus.

Es ist noch früh am Morgen. Die Insel liegt still und unbelebt, fast wie im halben Schlafe. In jedem Halme, an jedem Blatte funkeln die nächtlichen Regentropfen im ersten Sonnenlichte; frisch und lieblich nicken die Blüten den Käfern zu, die schlummertrunken hier und dort emportaumeln. Die dunkelblauen, glänzenden Schwalben scheßen mit jubelndem Schrei hin und her durch die Luft, und unter dem dicken Strohdache schwagen die Spähen. Alles wie sonst wohl auch an einem sonnigen Sommermorgen, — oder ist es anders? Klang der Schwalben Ruf immer so hell und scharf, war das Gespräch der Spähen jemals so unerträglich, so ohrenzerreißend?

Es ist nicht zum aushalten, denkt die Marte und geht langsam aus dem Garten hinauf auf die hohe Düne. Der Morgenwind bläst ihr lustig in's Gesicht und spielt mit ihrem Haare, so kühl, daß sie leise fröstelt trotz der hellen Sonnenstrahlen. Sie wirft einen Blick hinunter auf das Dorf, das so ruhig, so sonnig daliegt, dann setzt sie sich in den weißen Sand, in des Schlehdorns Schatten und starrt hinaus in die glühende See. Es ist ihr Lieblingsplatz. Hier spannt sie die ersten Traumbilder von einem glänzenden, herrlichen Leben, so schön, so schön, wie sie es nicht ausdenken kann, da sie es ja nicht erlebt hat, — und jetzt? Vorbei!

Durch den Sand knirschten Dritte. Sie weiß, wer es ist, aber sie wendet sich nicht um, bis der Mann dicht hinter ihr steht und leise ihren Namen nennt. Da blickt sie ihn mit ihren stahlgrauen Augen an und erschrickt über sein fahles Antlitz; aber sie sagt nichts und wendet das Gesicht nach der See.

Er setzt sich schwerfällig neben sie in den Sand.

„Marte,“ fängt er hastig an, als wollte er sich selber zuvorkommen und jede Ueberlegung zurückdrängen, „ich sagte Dir, ich hätte Alles verloren, bis auf die Kleider an meinem Leibe, und sei arm zurückgekommen. Es ist nicht wahr, Marte,“ — er packt ihren Arm und spricht immer rascher, wie im Fieber, — „Du willst reich sein, und Du sollst es sein. Da ist es, da, was Dich reich macht, reicher als der Lohn, den ich erparte! Nimm es, nimm es, aber lache wieder, —“ er zieht einen dicken goldenen Halsreifen aus der Tasche und wirft ihn ihr in den Schoß, und köstliche Ornamente aus schwerem, glänzendem Golde, die er mit zitternder Hand verstreut. Aber sie lacht nicht; mit einem Schrei richtet sie sich halb auf, daß das Gold in den Sand fällt, und mit weit zurückgebogenem Leibe starrt sie entsetzt auf den Reichtum, der vor ihr liegt.

„Warum fürchtest Du Dich?“ fragt Marte, und seine Zähne schlagen zusammen in dem kalten Winde, der ihn frösteln macht. „Du darfst Dich nicht davor fürchten, denn ich, — erwarb es für Dich, da Du reich sein wolltest um jeden Preis!“

„Malte, Du hast es gestohlen,“ sagt sie schauernd, „oder gar —“

„Ja“, lacht er bitter, „und Du wendest Dich von mir ab! Recht so! Wer hat mir bei Tag und bei Nacht von Gold und von Geld vorgesungen? Das warst Du! Du sagtest, Du könntest nicht leben ohne das Geld; da hast Du es nun!“

Sie antwortet keinen Laut, sie ist schwer in sich zu-

jammengesunken und verharret regungslos, das Gesicht in die kalten Hände gepreßt. Nichts regt sich, als der Wind, der kühl und leise an ihnen vorüberstreicht, aber sie merken es nicht.

„Warum redest Du nicht zu mir?“ fragt er und schüttelt ihren Arm, „bin ich Dir zu schlecht dazu?“

„Gieb dem das Gold zurück, dem es gehört, Malte,“ sagt sie dumpf, „ich will es nicht, ich fürchte mich davor.“

„Der, dem es gehörte, ist todt, — laß mich erzählen,“ setzt er hastig hinzu, da sie zusammenzuckt, — „Du mußt mich hören. Er kam unterwegs als Matrose zu uns an Bord, ‚von Indien‘, sagte er. Er sah



nicht gut aus, aber der Kapitän mußte ihn nehmen, weil er ihn brauchte; es war im Süden. Nicht lange danach bekam er das Fieber, und die anderen Matrosen mieden ihn aus Furcht vor Ansteckung; da dauerte er mich und ich pflegte ihn. Er sprach in seinen Phantasien immer von dem Schatz, von dem Golde, das da vor Dir im Sande liegt, Marte; er betastete es mit den fieberheißen Händen, und aus seinen stammelnden Worten entnahm ich, wo er es her hatte. Er hatte es aus einem ihrer Götzentempel gestohlen, Marte, und Niemand wußte jezt um das Gold und die böse That, als er und ich. Täglich glitt das schimmernde Geschnitzte durch meine Hände, wenn ich es ihm brachte, und zuletzt liebte ich es, wie er selbst es liebte. . .“

„Weiter,“ sagt sie, da er schweigt.

„Weiter? — Ja,“ er schluckt, als säße etwas in seinem Halse, das ihn zu ersticken droht. „Eines Nachts sagte er mir, er wollte hinauf an die Luft, — ja; und ich erwiderte ihm noch, das sei ihm schädlich, aber er hörte nicht, und ich führte ihn nach oben und da, — als wir oben standen, — da, — er war so schwach, Marte, und ich dachte an das Gold in seinem Koffer, von dem Niemand etwas wußte, — und da, — warum stand er auch so nah, — ich, — ich hob die Hand, — ich faßte ihn an, — nur ein wenig, Marte, — ganz wenig, — da stürzte er über Bord. . .“

Ihr Aechzen unterbricht ihn, aber es ist, als befreiten die Worte seine Seele, und so spricht er weiter.

„Als ich um Hülfe rief, war es zu spät. Der Schatz war mein. Aber kein Platz war mir sicher genug vor Entdeckung. So barg ich das Gold auf meinem Leibe, und als das Schiff unterging, und wir uns retteten, da war der Schatz mein ganzes Hab und Gut.“

„Und nun klebt er uns Beiden für's ganze Leben an,“ sagt sie schauernd. „Wie werden wir ihn los? Wollten wir ihn verkaufen, so würden uns die Leute schön ansehen, und nicht lange, so ständen wir vor Gericht. Das überleb' ich nicht. Nun müssen wir die Schuld gemeinsam tragen, die Du um meinnetwillen begangen hast. Was bleibt uns übrig? — Aber wir tragen den Fluch des Todten mit uns heim.“

Bald nachher ist die Stätte in des Schlehdorns Schatten leer, der Wind bläst über die Düne und verwischt die tief eingegrabenen Fußtritte oben im Sande; er weht ihren Spuren nach bis in's Dorf und lösch sie aus. Die Sonne trinkt die Regentropfen, welche die Nacht gespendet hat und brennt heiß auf das Sand-

Eiland hernieder. Der Wind treibt mit dem völlig trockenen Sande sein altes Spiel; er hebt ihn auf, streut ihn über Blumen und Gras, weht ihn in die tiefsten Risse und trocknet die letzten funkelnden Tropfen. Und als die Sonne am höchsten steht, deckt eine feine lebentödtende Sandschicht, was am Morgen in schimmerndem Perlenschmucke erblüht war.

Der Tag ist vorüber gezogen; der Abendwind fächelt leise über Düne, weht durch die Dorfstraße und kräuselt ein wenig den Meeressand. Aber Alles thut er leise,

leise, um des Sommerabends Zauber nicht zu stören, denn wer weiß es besser, als der Wind, daß des Blütenkönigs Herrschaft nun bald ein Ende hat. Mit lautem Kreischen schreiben die Schwalben ihren Kreis in die laue Luft; nicht lange, dann tönt nur noch ihr leises Zirpen unter den dicken Strohdächern hervor, und leise sinkt die Nacht auf ihren weichen, grauen Fittichen zur Erde nieder. Was sie wohl sieht, die ewig-junge Nacht mit ihren großen Märchenaugen, während sie über Wald und Thal, über Blumen und Gras ihre dunklen Schleier breitet? Sie kommt über das Wasser und hüllt den rauschenden Wald in Dunkelheit; sie zieht über die Düne, über die winzigen Menschen-Wohnungen und über die nebelseuchten Felder. Sie gleitet weiter über den unfruchtbaren Sand der Heide, wo die Wachtel ruft, bis zur Südspitze von Hiddensee,

wo die Wildgänse nisten, — gleitet ohne Aufenthalt wieder hinaus in die See. Wer hält die Nacht, die große dunkle, welche die Träume in der Menschen Herzen säet? Sie zieht vorbei, unwissend, ob da Leid, ob Freude ihrer Saat entsprossen, unberührt vom tausendfältigen Menschen-Schicksal, sie selber ein unwandelbar Geheiß.

Der Wind raschelt durch die Sommernacht. Er regt die Blätter des Hollunderstrauches und streut die Blüten verrätherisch auf ein paar junge Häupter, die sich flüsternd zu einander neigen; er weht durch die schlecht-schließenden Fensterrahmen und küßt die Rosennangen der schlummernden Kinder. Er belauscht die Frauen, die strickend auf den unbehauenen Steinbänken vor den Häusern sitzen und allerlei schwagen, Gutes und Böses. Er huscht in die ziegelgeplattete Hausflur des Wirthshauses und spielt mit dem Sande, den die großen Stiefel der Männer hineingetragen. Der rothe Schein der Lampe fällt durch die offene Thür, und dicke Wolken von Tabakrauch ziehen langsam hinaus in die reine Nachtluft.

Ein wenig fleißig, wie es ihren Sonntagskleidern zukommt, sitzen die Fischer um den langen weißen Holztisch und dampfen aus kurzen Pfeifen. Obenan sitzt der Schullehrer, dem seine Bildung den Ehrenplatz verschafft, dann kommen die Anderen nach der Größe ihres Besitzes. Marte sitzt untenan. Der Wirth geht von einem Gast zum anderen, hat aber keinen festen Platz.

Mitten im Gespräche klopft der Schullehrer seine Pfeife aus, reinigt sie umständlich, und indem er sie in die Tasche steckt, ruft er mit lauter Stimme den Wirth, daß die Uebrigen verstummen:

„Karl Bierl, bring' mir 'mal eine Cigarre und eine Flasche Baitisch.“

„Nu?“ sagt der Wirth und starrt ihn an ob solcher Verschwendung, und auch die Anderen sind erstaunt. Aber der Schullehrer fährt fort:

„Oder bring gleich ein Duzend Flaschen! Ich zahl.“

„Hast wohl in der Lotterie gewonnen?“ fragt der alte Beckmann, dem der weiße Bart wie ein Kranz das rothbraune Gesicht umschließt.

„Oder eine Anstellung in Stralsund?“ meint der Wirth mit der Kupfer Nase, indem er ihm die dickbestäubte Cigarrenkiste hinhält.

„Nichts da,“ sagt der Schullehrer, „zwei Thaler habe ich und krieg' noch zwei, und jeder von Euch kann ebensoviele bekommen und noch mehr, wenn er nicht dumm ist.“

„Daß Dich!“ meint der alte Beckmann; „aber Du sagst wohl nicht, wie das anzufangen ist?“

Der Schullehrer zieht gewaltig an seiner Cigarre und macht eine Bewegung mit der Hand, als ob er sagen wollte: „ich kann, wenn ich will, aber ich brauche es nicht zu sagen.“ Aber als Alle so gespannt auf ihn hinschauen, läßt er sich herab, das Wunder zu erklären.

„Ich war neulich in des alten Beckmann Boot in Stralsund zur Versammlung,“ erzählt er. „Da sprachen wir denn dies und das, und einer von den Herren sagte zu mir, ich sollte einmal zusehen, ob sich nicht zufällig bei meinen Bekannten Geräthe von Stein oder Eisen fänden aus einer alten, längst vergessenen Zeit, aber es müßte viel älter sein, als von unseren Eltern und Ureltern, und müßte Niemand mehr eine Erinnerung haben, zu welchem Zwecke es einmal gedient haben mag. — Nicht, daß ich wüßte, Herr Schultze, habe ich gesagt. Da hat er allerlei Dinge vor mich hingelegt und gesagt, ich sollte mich einmal besinnen, ob ich nicht so etwas hier im Dorfe gesehen hätte. Darunter war ein Ding, wie ein Beil, aber von Stein und zerbrochen, da habe ich gesagt: ei, Herr Schultze, gerade so eines liegt bei mir daheim, ist aber grün und schmutzig, da ich es im Wasser fand! Da ist er ganz wild geworden und hat gesagt, ich sollte es ihm bringen, und er wollte mir gleich zwei Thaler dafür zahlen, und wenn ich ihm das Ding abliefern, bekomme ich noch zwei, so gar werthvoll ist es ihm; und noch andere von den Herren erzählten, wieviel solche merkwürdige Steine sie schon gesammelt hätten und ich sollte mich schön darnach umthun.“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Im Heim des Grafen Moltke.

Ein Erinnerungsblatt zum 8. März von Fodor von Köppen.

In der lieblichen Hügel-Landschaft, welche den Gebirgsmassen des schlesisch-böhmischen Grenzgebirges vorgelagert ist, und auf welche die dunkelbewaldeten Häupter der Gule und des Zobten ernst herabschauen, etwa eine Stunde von Schweidnitz, an der Straße nach Reichenbach, liegt ein stattliches Rittergut. Umgeben von einem weiten, schönen Parke, schaut das Schloß zwischen den dunklen Kronen mächtiger alter Ulmen und Linden mit seinem schwarzblauen Schieferdach freundlich hervor. Zwei römische Pfeiler stehen in kampfbereiter Stellung mit vorgehaltenen Schilden, gleichsam als Doppelposten, auf den beiden Thorpfeilern des Hofeinganges, und auf den Steinplatten der zum hohen Parterre des Schloßes hinaufführenden Freitreppe erblickt man zwei eroberte französische Geschütze aus der preussischen Siegesbeute des Jahres 1870.

Das ist das Rittergut Kreisau, welches Graf Moltke, der am 8. März dieses Jahres sein hiezigjähriges Offiziers-Jubiläum feierte, mit der ihm vom Staate als National-Belohnung zuerkannten Donation für sich erworben, im Jahre 1868 zu einem Familien-Fideicommiss hat erheben lassen und seit seinem Rücktritte aus der Stellung als Chef des Generalstabes der preussischen Armee zu seinem Ruheheime ertoren hat. Moltke's Gemahlin, Frau Maria, geborene von Burt, welche mit ihm durch länger als fünfundsiebzig Jahre in glücklicher Ehe gelebt, sein stilles, ernstes Wesen oft aufgereizt und ihn zu munterer, scherzender Unterhaltung anzuregen verstanden hatte, ist bekanntlich am Weihnachtsabend 1868 verstorben. Eine Erkrankung, welche einem winterrlichen Spazierritte zugeschrieben wurde und welche in Gelenkheumatismus überging, raffte sie hinweg. Die Häuslichkeit des vereinsamten, greisen Feldmarschalls theilen jetzt sein Neffe, der Hauptmann Helmuth von Moltke vom Generalstabe, welchen der gnädige König ihm als persönlichen Adjutanten beigegeben, und dessen Gemahlin, geborene Gräfin Moltke-Holtfeld. Die drei munteren Sprößlinge aus dieser Ehe, Alfred, Wilhelm und Elsa, sind das lebende Element in dem kleinen häuslichen Kreise, da eigene Kinder dem Feldmarschall nicht beschieden sind.

Lebendiges Naturgefühl und Liebe zur ländlichen Einsamkeit, deren Quelle, wie Humboldt sagt, in den Tiefen eines großen und edlen Charakters liegt, sind auch Moltke in hohem Grade eigen und machen ihm den Aufenthalt in seinem schlesischen Tausculum besonders lieb. Hier widmet er seine besondere Aufmerksamkeit der Bewirtschaftung des Gutes. Hier wandert er, ein preussischer Cincinnatus, schon am frühen Morgen, mit einem einfachen, schwarzen Rocke bekleidet, in den Wirtschaftsräumen umher, prüft das Korn auf der Tenne, besichtigt das Vieh in den Ställen, giebt dem Inspector und den Aufsehern die und da Vorschriften und wendet sich dann nach dem Parke und Garten, nahe dem Schlosse, zurück. Er muftert die dort gepflanzten Bäume, schneidet ab und zu einen dünnen Ast ab und stützt die jungen Bäumchen, damit sie kräftig heranwachsen und dereinst den Nachfolgern Schatten geben, — ein Bild seines Wirkens im Vaterlande, — und wandelt dann noch eine Zeit lang zwischen den Rosenbeeten umher; denn den Rosen, seinen Lieblingsblumen, widmet er seine besondere Sorgfalt und Pflege.

Drei muntere Kinder, welche uns bereits bekannt sind als die Kinder seines Neffen, des Hauptmanns von Moltke, springen mit frohem Lachen dem von seiner Morgenwanderung heimkehrenden Großvater oder „Opapa“, — wie sie ihn nennen, — entgegen; dieser hebt eines nach dem anderen empor, führt auch wohl ein Weibchen scherzend und belehrend eine Unterhaltung mit ihnen und begiebt sich dann auf sein Zimmer im Schlosse, um ein einfaches Gabelstühlchen einzunehmen. Das Mittagessen wird um zwei Uhr im Familientheke eingenommen.

Auch in Kreisau ruhen die Dienstgeschäfte nicht ganz. Dem Feldmarschall ist während seiner langen Dienstzeit die Beschäftigung mit militärischen Angelegenheiten so zur Gewohnheit geworden, daß ihm auch jetzt, in seinem hohen Greisenalter,

bei der seltenen Geistesfrische mit klarem, festem Willen und fast ungebrochener körperlicher Kraft, die ihm zur Freude seiner zahlreichen Verehrer geblieben sind, etwas fehlen würde, wenn nicht das Vertrauen des Königs ihn als Vorsitzenden der Landesverteidigungs-Commission zu einem neuen Wirkungskreise berufen hätte, in welchem er auch jetzt noch seine Kräfte zum Besten des Vaterlandes fruchtbar verwenden kann. Die Nachmittagsstunden sind gewöhnlich der Beantwortung und Erledigung von Dienstschreiben und Briefen gewidmet, welche die Post täglich in großer Zahl bringt.

Zwischen die Dienstschreiben mannigfacher Art, welche die Thätigkeit des Feldmarschalls in Anspruch nehmen, drängen sich auch noch zahlreiche Privatschreiben, welche nicht selten sonderbare Zumuthungen enthalten. Hier ist eine stellenlose Gouvernante, die sich von dem Feldmarschall eine Unterstützung erbittet, bis es ihr gelungen, eine neue Stelle zu finden; dort bittet ein fester, junger Badisch ihn um ein Autograph, das doch natürlich in dem Album des kleinen Mädchens nicht fehlen darf; dort endlich erklärt sich ein genialer Kopf bereit, ihm das Geheimniß einer wichtigen militärischen Erfindung anzuvertrauen, welche alle Kriege überflüssig machen würde, und erbittet sich darauf eine angemessene Geldsumme als Voranschuss. Bei aller Lebenswürdigkeit und Mildthätigkeit des Feldmarschalls ist es natürlich nicht möglich, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden.

Die abendliche Whistpartie mit Nichte und Nefte, wie sie Graf Moltke in Berlin an Winterabenden gewohnt ist, fällt in Kreisau meistens fort. Dafür entschädigt ihn musikalische Unterhaltung, da in der kleinen Gesellschaft, die Graf Moltke um sich zieht, gewöhnlich sich einige Freunde und Kenner der Tonkunst befinden, wie denn auch der Neffe des Grafen, Hauptmann von Moltke, ein trefflicher Musikkenner und Cellospieler ist. Mit Aufmerksamkeit folgt Graf Moltke den musikalischen Vorträgen, die vielleicht mit seinen Gedanken in schöner Harmonie zusammenklingen. Er schließt während der Musik-Vorträge gern die Augen, um sich in seinem stillen Lauschen nicht durch äußere Wahrnehmungen stören zu lassen, und geht dann wohl aus dem Denken und Sinnen zum Träumen über.

Nähe dem Parke von Kreisau befindet sich noch eine Stätte, welche eine besondere Anziehung auf den Feldmarschall übt, und von ihm öfters besucht wird.

Es ist ein stiller, friedlicher Sommerabend. Ueber den Baumkronen des Parks dämmert mit mildem Scheine der Mond herauf, wie im Menschenherzen die Erinnerung. Durch die Gänge des Parks schreitet noch ein einsamer Wanderer, in dessen Antlitz Alter und geistige Arbeit ihre Furchen gezogen haben, aber auch ein fast schmerzlicher Zug, wie Wehmuth und Trauer, spielt um die festgeschlossenen Lippen des ersten Mannes. Das Ziel seiner spätabendlichen Wanderung ist ein mit sorgfältig gepflegten Ziersträuchern bepflanzter Hügel, auf dessen Gipfel sich ein einfacher, tempelähnlicher Bau erhebt. Moltke, — dieser ist der einsame Wanderer, — öffnet mit dem mitgeführten Schlüssel die Pforte und betritt das Innere des Grabtempels, der sich über der Gruft seiner innig geliebten, verstorbenen Gattin wölbt. Die Gestalt des Heilandes hat die Arme, gleichsam segnend, an der Gruft erhoben. Ueber seinem Haupte leuchten die Worte der Schrift: „Die Liebe ist des Geistes Erfüllung.“

Vor dieser Inschrift und an dieser Gruft steht der stille, fromme Held, gebeugten Hauptes, in tiefer Andacht in sich selbst verlornt. Dann tritt er wieder hinaus, verschließt die Pforte und schreitet langsam durch den Park nach dem Schlosse zurück, wo er an der Seite der Heimgegangenen einst flüchtige glückliche Tage verlebte.

Nachdruck verboten.

Aus der Berliner Gesellschaft.

Berlin, im Februar.

Es scheint, als wolle Berlin diesjährig nachholen, was es infolge der großen, die ganze Nation berührenden Trauerfälle im vorigen Winter versäumt hat: selten hat das gesellige Leben höhere Wogen geschlagen als in den letzten drei Monaten. Am Hofe herrscht freilich noch immer Stille; zu dem ersten Flor, den man in den Märztagen des letzten Jahres anlegen mußte, ist jüngst ein neuer getreten, und auch in der übrigen Gesellschaft hat naturgemäß die Nachricht von den tragischen Vorkommnissen in Mailand vorübergehend Störungen des Verkehrs hervorgerufen, die um so empfindlicher zu spüren waren, weil das gesellige Treiben vorher, wie schon erwähnt, ein überaus lebhaftes gewesen. Von den öffentlichen Festlichkeiten nahm auch diesmal wieder der Ball der Berliner Presse das meiste Interesse in Anspruch. Es ist sicher ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die Vertreter der höchsten Großmacht mit der Gesellschaft der Hauptstadt in so freundschaftlichen Beziehungen stehen. Wer das glänzend bewegte Bild in den Prachtträumen der Philharmonie beobachtete, mußte sich sagen, daß der Charakter des Ganzen bei aller Prunkentfaltung doch der einer behaglichen und stimmungsvollen Familienfestlichkeit war. Der Contact zwischen Publikum und Presse wurde in diesem Falle allerdings noch durch ganz besonders holde Bande gefesselt: durch das ewig Weibliche, das in seiner anmuthigsten Verkörperung vertreten war. Viel bewundert wurden in der Präsidentenloge die Gattinnen zweier unserer gefeiertsten Schriftsteller, Baronin K. und Frau von H., deren ausdrucksvolle Köpfe mit ihren leuchtenden Augen über die Sammet-Balustrade hinüber in das Gemüth des Saales lugten. Wie unglücklich fühle ich mich, daß ich von der Kunst, in Rhythmen hoher Begeisterung die Toiletten zu schildern, gar so wenig verstehe! Nur einige sind mir in der Erinnerung geblieben. Das baltische, reich mit altdänischem Gefäß geschmückte Kostüm des Fräulein P. zeugte von außerordentlichem künstlerischen Geschmack, nicht minder das duftige weiße Spitzenkleid, durch blaßblaue Seiden-Bandeaus unterbrochen, das die oben erwähnte Frau von H. trug. Die Gattin des bekannten Bildhauers K. erschien in einem decolletirten schwarzen Sammetkleide, dessen düstere Pracht ihrer eigenartigen Schönheit zu reizvoller Folie diente. Als hochgeleitet und originell fiel mir die lachsfarbene, mit herrlichen schwarzen Spigen überfachte Toilette einer jungen Dame der Aristokratie auf. Unter den Toiletten der weiblichen Schauspielerwelt, die sich nach Schluß der Theater recht zahlreich einfand und dem Ganzen in den Augen vieler ein erhöht interessantes Gepräge verlieh, fanden sich manche Gebilde capriciöser, hie und dort sogar recht excentrischer Art. Zwei wohlbekannte Sterne der

komischen Oper waren in flammenfarbenen Seidenkleidern erschienen, deren Tabliers und Achselbänder schöner Goldschmuck zierte. Sehr reizend kleidete Fräulein D. vom Berliner Theater ihre weiße, mit zarten farbigen Blütenranken durchwobene Damastrobe. Auch eine orangefarbene Plüsch-Toilette mit reicher goldbrauner Stickerei erregte Aufsehen. Wenn ich schließlich noch hinzufüge, daß Grün in allen Nuancen unheimlich zahlreich vertreten war, so hoffe ich, daß meine Leserinnen diesen kurzen Mode-Rapport vom Presse-Ball freundlich aufnehmen werden.

Nicht minder glänzende und farbenfreudige Bilder entwickelten sich auf dem Bühnen-Ball-Fest, das am letzten Sonnabend im Wintergarten des Central-Hotels stattfand. Der Charakter dieser Festlichkeit ähnelt dem des Balles der Berliner Presse in gewissen Grundzügen, nur ist er, wie das naturgemäß, weniger exclusiv, darum aber nicht minder elegant. Daß ihn unsere vornehme Lebenswelt ganz besonders gern besucht, ist erklärlich, denn einen volleren Kranz anmuthiger Frauengestalten findet man wohl selten beisammen. Die Berliner Bühne ist so reich an Schönheiten ersten Ranges, daß es nicht schwer halten würde, nach dem berühmten Muster von Spaa und dem minder berühmten von Turin eine Concurrenz von Schönheiten zu veranstalten, deren Bewerberinnen sich allein aus der Welt des holdesten Scheins rekrutirten. Wenn in solchem Falle die Palme gebührte, — wer mag das entscheiden? Preisen die Einen die schlanke, königliche Figur und das cameengleiche, regelmäßig geschnittene Profil des Fräulein Jenny Groß vom königlichen Schauspiel, so wissen die Anderen nicht Mühens genug von der mädchenhaften Lieblichkeit, durch die Fräulein Elise Lehmann vom Wallner-Theater erfreut. Loben die Einen die goldblonde Heroine des deutschen Theaters, Fräulein Pospischil, so singen die Anderen Fräulein Thessa Klinghammer von der Bühne Barnay's helle Rhythmen der Begeisterung. Ich bin leider kein Paris und will mich nicht feilschen; denn wenn ich auch in meiner Seele eine heimliche Artiste besäße, auf der ich gern der Schönheit Opfer bringe, so schwärme ich doch mehr für das Schöne im Allgemeinen, als für eine einzelne Schöne. Das Erstere bringt mir sicher nimmer Gefahr, aber für letzteren Fall hat sich mein Herz noch nicht stichfest genug erwiesen.

Es ist unverzeihlich, daß ich in einem Blanderbriefe an die lebenswürdigste Lebenswelt von mir selbst spreche. Flugs ein anderes Bild und ein anderes Thema. . . . Der Bühnenball, von dem ich vorhin erzählte, bringt mich noch einmal auf unsere Theater zurück. Es ist eine todte Saison, — im Reiche der Muse herrscht arge Ebbe. Der Stille, die man klaglos begrub, gab's mehr denn genug. Die französische Posse allein feiert Triumphe: groben Caricaturen, wie „Madame Bonivard“, die bei Wallner weit über hundert Vorstellungen erzielen konnte, jubelt man zu, von Dramen ernster Richtung aber will man nichts wissen. Auch ein Zeichen der Zeit! Widenbruch allein ist es gelungen, auch diesjährig wieder das wankelmüthige Publikum Berlins um sein siegreiches Banner zu faren; er hat mehr sogar erreicht, als je, denn er hat sich auch die Herzen der Kinderwelt im Sturme erobert. Wer jener Separat-Aufführung der „Quixoten“, die für die Schüler Berlins auf Befehl Sr. Majestät arrangirt wurde, nicht persönlich beigewohnt hat, kann sich keinen Begriff machen von dem Jubel und Entzücken der Kleinen bei Kühne Finken's lustigen Nodern und den ernsthaft trauervollen Mienen bei der jungen Welt bei den tragischen Episoden des Dramas. Mit einer anderen patriotischen Dichtung, Ernst Scherenberg's „Germania“, hat das Victoria-Theater einen hübschen Erfolg erzielt, der indessen nicht am wenigsten der pomphaften Ausstattung, und den glanzvoll inscenirten Ballets zuzuschreiben ist. Manzotti, der Schöpfer „Excelsiors“ und „Amors“, ist zuerst auf die ingenieuere Idee eines „geantzen Patriotismus“ verfallen. Im Concertleben nahm neben den Wilow-Concerten die Fest-Veranstaltung des großen Berliner Wagner-Verins am Todestage des Meisters die erste Stelle ein. Die regierenden Herrschaften wohnten diesem Concerte bis zum Schlusse bei, und alle Anwesenden konnten sich an dem blühenden Ansehen der Kaiserin, deren Trauer-Toilette nur eine im schwarz-sammetnen Rinnbunde des Capoteutes steckende Brillantbroche belebte, erfreuen. Auch der Kaiser, der die Pelzjacke seines Leib-Guards-Regiments trug, sah frisch und rüstig wie immer aus. Noch einer intimen Feier sei am Schlusse meines Briefes Erwähnung gethan, des Fest-Banquets, das die hiesige Literarische Gesellschaft, ein Verein, dem fast alle bedeutenden Schriftsteller und Journalisten Berlins angehören, zu Ehren Friedrich Spielhagen's an dessen sechzigjährigem Geburtstage veranstaltet hatte. Auch diese Feier war in ihrem gelungenen Verlaufe ein neuer Beweis für das harmonische Zueinanderwirken jener Gesellschaftskreise Berlins, die zum guten Theile den geistigen Ferment der Hauptstadt bilden. R. v. Mh.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

In Erwartung. Von Emma von Müller. Siehe das Bild, Seite 41. — „Salz und Brod machen die Wangen roth“, heißt es zwar im Sprichworte, aber Butter dazu macht sie auch nicht blaß, und jedenfalls ist sie schmackhafter. Kein Wunder daher, daß die kleinen Ledermäuler sehnsüchtig dem Augenblicke entgegensehen, in dem die Milch im Butterfasse sich zu Butter verdichtet haben wird. Hunger ist freilich ein guter Koch; das kleinste der beiden erwartungsfreudigen Kinder auf unserm Bilde hat schon tüchtig in seine Schnitte hineingebissen, noch ehe die Butter fertig ist. Wohl dem, der sich an seinem täglich Brod genügen läßt.

Das Leichenbegängniß des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich: Der Trauerzug vor der Kapuzinerkirche, der Gruft der Habsburger, am Neuen Markte zu Wien. Von W. Gause. Siehe das Bild, Seite 44. — In der Begräbnisstätte der Habsburger, der Kapuzinergruft, hat Kronprinz Rudolf, der so früh aus dem Leben geschiedene Erbe der österreichisch-ungarischen Monarchie, die letzte Ruhe gefunden. Am 5. Februar erfolgte die Ueberführung der irdischen Ueberreste des Erzherzogs aus der Augustiner-Hofkirche, wo die Leiche auf dem Paradebette ausgestellt gewesen war, nach der Kapuzinerkirche und die Beisetzung in der Gruft. Aller kaiserlicher Trauerprunk geleitete den toten Kaisersohn zu Grabe, wenn auch der Kaiser von Oesterreich in Anbetracht der besondern Umstände des Trauerfalles die befreundeten Höfe von einer Theilnahme an dem Leichenbegängnisse abzuweisen gebeten hatte. Hof-Jouriere, ein Kapellen-Gebülde mit dem Kreuze, die

In selige Träume und Erinnerungen versunken, nicht er nur mit dem Kopfe.

„Terrie, Deine Ehre war gerettet!“

Das also ist meine Begegnung mit Mr. Arnulf Clemens im Weißen Hause. Uebrigens jagte er mir, ehe wir uns trennten, daß er in den allernächsten Tagen nach New-York zu reisen und Euch aufzusuchen gedächte. Güte Dich daher, kleine Schwester! Die Nixen der Windhöhle sind arge Neckteufeln, die sich an allzu wißbegierigen Menschenkindern gar zu gerne rächen.

Wie Du, Mr. Clemens gegenüber, Dich dann aus der Schlinge ziehen wirst: ob Du es bei dem „Mißverständnisse“ bewenden lassen, oder ob Du lieber beichten willst, das werden die eigenen Gefühle Dir wahrscheinlich am besten sagen, meine Terrie!

Giebt es doch in der ganzen Welt nichts Unberechenbareres, Widerspruchsvolleres, als ein Mädchenherz. Man könnte wirklich Bücher darüber schreiben. Weißt Du noch, wie ich selbst immer über die Liebe gepöbelt und stets so übermüthig, — prahlerisch geäußert habe, daß dieser süße Dämon niemals Gewalt über mich bekommen würde? Wer solchen Anspruch thut, ist — eine Narrin; denn...

Doch ich muß schließen; Mütterchen ruft nach mir, weil Gilbert Newton, der einzige Sohn des Hauses, ein junger Schiffs-Kapitän, der ein auffallend schöner Mann ist, soeben ankam, und ich ihn unterhalten soll. Wahrhaftig, Terrie, er ist der interessanteste Mensch, welcher mir jemals begegnete, — voller Geist und Feuer! Es leben die Amerikaner!

Schreibe bald von Mr. Arnulf Clemens' Besuch und sei umarmt von

Deiner glücklichen Schwester Carrie.

Nachschrift.

Vielleicht kehre ich doch noch früher heim, als ich anfänglich gedacht, da Newtons Absicht, selbst mich nach New-York zurück zu bringen. Das wird ja ein herrliches Wiedersehen werden! Gut wäre es aber jedenfalls, wenn Du Papa langsam auf diesen unvorhergesehenen Besuch vorbereiten wollest.

* * *

New-York, den 20. November.

Du böse, liebe Carrie!

Was hast Du da angerichtet? Zur Strafe für Deine Schwachhaftigkeit sollst Du jedoch die Antwort auf Deinen Brief heute nur in Form einer Depesche erhalten, welche wohl genügen dürfte, Dich über die Begebenheiten der letzten Tage aufzuklären. — Also:

„Verrathenes Incognito! Mr. Clemens' Herreise nach New-York. Schüchternen Empfang und fieberhaftes Beben aller Glieder meinerseits. Wiederholte Besuche seinerseits. Niagara-Nixen begannen ihr Spiel. Unumwundene Beichte aller losen Streiche. Seliges Finden, — Verlobung! Es leben die Deutschen!“

Deine Terrie.“

Nachschrift. Arnulf schaut mir über die Schulter und findet diese laconische Kürze meines Briefes fast beleidigend. Er läßt Dir daher sagen, daß er dem Feste im Weißen Hause und der wichtigen Unterhaltung mit einer gewissen liebreizenden Blondine, die ein gültiges Geschick ihm als Schwägerin auserkoren, zwar viel, — sehr viel verdanke; aber jene unvergeßene Stunde unter dem Niagara-Falle hätte es ihm nun einmal angethan, und würde er sich das Mädchen, welches damals so kindlich Hülfe suchend sich an seine Brust geschniegelt, zur Lebensgefährtin zu erringen getrachtet haben, auch wenn es — des Todtengräbers Tochterlein geblieben! —

Nachdruck verboten.

Erziehen und Verziehen.

Eine Strafpredigt für Eltern von P. G. Heims.

Don der Kinderstube aus wird die Welt regiert, hat Einer gesagt, der es verstand. Und noch ein Anderer: Die beste Stube soll die der Kinder sein. Oder ist's doch vielleicht nicht immer so? Wird in ihr am Ende häufig noch mehr gesündigt, als in allen anderen Stuben? Dadurch, daß sie zur Kumpellammer gemacht wird, in welcher all das aufbewahrt wird, was in die übrigen Zimmer nicht hineinpast? Und daß dieses eigenste Reich einer guten Mutter zur Domäne einer thörichten, unreifen Kindermagd oder eines leichtsinnigen Dienstmädchens gemacht wird, welches als Nebenamt die Oberaufsicht über die Kinderstube übernehmen mußte, um die Kinder mit dem „schwarzen Manne“ zu sprechen?

Wie viele Häuser trifft man nicht auf seiner Wanderschaft, in denen Einem die ewige Klage entgegenfällt: „Mit meinen Kindern ist das nichts! Ich begreife nicht, woran es liegen kann! Ich habe mir Mühe genug gegeben!“ Das erinnert an die andere oft gehörte, freilich geringfügigere Klage: „Ich habe keine Hand für Blumen, bei mir gedeihen sie nicht!“ An der „Hand“ liegt es nicht; es liegt an der Erde oder am Mangel an Luft und Licht, oder an unaufmerksamer Pflege. — So liegt's auch bei verfehlter Kinder-Erziehung meistens am Boden: an der Kinderstube. Was da verkrüppelt, das wird so leicht nicht wieder gesund.

„Ein Kind muß mit dem dritten Jahre erzogen sein!“ Das ist, mit Einschränkung natürlich, einer der unbefriedigendsten Sätze der Erziehung. Das heißt: es muß um die Zeit, wo es anfängt, Gutes und Böses zu unterscheiden, schon wissen, daß es zu gehorchen hat, oder es lernt es nie. Die Hauptarbeit muß also in gewissem Sinne an ihm gethan sein.

Und hier gerade wird am meisten und schwersten gesündigt: „Das Kind versteht das noch nicht!“ ist die traurige Antwort, die man so oft hört. Aber es ist auch gar nicht nötig, daß es Alles begreift, was mit ihm geschieht. Gehorham und Artigkeit soll für das Kind kein Ergebnis denkender Ueberlegung, sondern Gewöhnung sein; und dieses Gewöhnen muß früh einsetzen. Das Kind muß von Anfang an wissen, daß es eine Macht über ihm giebt, die ihm schlechthin überlegen ist, und daß jedes Scharfsehn gegen diese Macht, jedes Außerachtlassen derselben mit unbehaglichen Folgen verbunden ist. Diese Macht aber soll bei keiner Fremden sein, bei keinem Miethling; diese Macht muß vor allen Anderen die Mutter unverbrüchlich in ihrer Hand behalten, und mit ihr zugleich der Vater, welcher nicht nur, wie leider so häufig geschieht, als letzte Instanz in schwereren Fällen dienen darf, sondern mit seiner ganzen Kraft und Liebe zu allen Zeiten mit dem Kinde arbeiten muß,

wenn etwas Verständiges bei der Erziehung herauskommen soll. Und mag er noch so beschäftigt sein: freundlich und eingehend um sein Kind sich kümmern, kann bis zu einem gewissen Maße Jeder, — wenn er nur will.

Wenn die Mutter allein die Erziehung leiten muß, während der Vater stolz sich seiner Pflichterfüllung getröstet, wenn er einmal dazwischen gefahren ist, — das ist schon schlimm genug; schlimmer aber kann die Sache noch werden, wenn Beide gleichzeitig erziehen, doch so, daß der Eine sich vor, die Andere hinter den Wagen spannt, der Eine einreißt, was die Andere erbaut. Die Mutter hat's erlaubt, — der Vater verbietet's; der Vater straft, — die Mutter tröstet; der Vater hebt ernst die Hand, — die Mutter fällt ihm zeternd in den Arm; der Mutter graut es vor dem Thun des Kindes, — der Vater lacht und sagt: „ich war auch nicht anders, als ich klein war!“ — Ja, da gehört viel Gottesgnade dazu, wenn aus solchem Kinde etwas Rechtes werden soll. Wenn irgendwo, so ist bei der Kinder-Erziehung schon die Gleichmäßigkeit und harmonisches Zusammenarbeiten am Plage. Es ist ja für einen Vater ein geradezu schreckliches Los, — für einen, der wirklich redlich das Gute seines Hauses will, — wenn er immer und immer wieder gezwungen wird, durch Strenge das gut zu machen, was die übertriebene Milde der Mutter, oder richtiger gesagt ihre Schwäche, verborben hat, und wenn er so allmählig in den Ruf und die Rolle des Mittels hineinwächst und die Kinder sich entfremdet. Aber ein ebenso schreckliches Los ist es für eine Frau, wenn sie immer und immer wieder Wunden verbinden muß, die des Vaters rauhe, zornmüthige Art geschlagen. Traurig ist's, wenn der Mutter letzte und einzige Aushülfe das Wort ist: „Ich sag' es dem Vater!“; traurig aber auch, wenn sie sich seufzend im Stillen gesteht: „ich darf es ihm ja nicht sagen, dann giebt's ein Unglück, und er schlägt mir mein Kind zu Schanden!“ Wer hat nicht schon in tiefem Herzensjammer sich abgewendet, wenn aus der Etage unter ihm plötzlich es heraufklang in lebendem Tone bebender Angst: „Vater, lieber Vater, schlage mich nicht, ich will's nicht wieder thun!“ aber trotzdem fiel Hieb auf Hieb, und aus dem Rufen wurde Schreien, aus dem Schreien Brüllen, aus dem Brüllen Winkeln, — scheußlicher Klang! — Ich kannte auch eine junge Frau, die erzählte halb belustigt, wie sie neulich ihr Söhnchen von einer ersten Unart „gellapst“, und wie dasselbe nach Beendigung der Prozedur vergnüglich gerufen: „Mama, mehr spielen!“ Es wurde sehr darüber gelacht; mir ist es ein abschreckendes Beispiel trauriger Erziehungsmittel geblieben. Strafe soll auch wirklich Strafe sein, und in vielen Fällen ist ein Jagdhieb, der durch geht, besser als zehn lange, pedantische, moralische Reden. Doch dann soll er auch „sitzen“. Nur nicht das, was erzehlich wirken soll, zum Popanz machen, über den gelacht wird! Die Würde der Strafe soll immer und immer gewahrt bleiben. Und auch die rechte Erkenntnis der Liebe kann nur da aufwachen, wo es mehr oder weniger klar zum Bewußtsein gekommen ist, daß diese Liebe auch furchtbar ernst sein kann. Noch eine andere gräßliche Art des Strafens giebt es; gräßlich, obwohl vielfach von Autoritäten empfohlen: das ruhige, kalt überlegende Verhahren, in dem der Missethäter die Sühne nicht etwa auf dem Fuße folgt, sondern langsam und unbarmherzig ihr nachschleicht; und wenn so und so viel Stunden, so und so viel Tage vergangen sind, bis etwa zum Wochen-schlusse, dann erst, wenn der helle Zorn ver Raucht, wird der Stoch aus dem Winkel geholt, dann werden langsam die Vorbereitungen getroffen, dann fallen langsam und bedächtig die wohlgezählten Hiebe. O, wie abscheulich, grausam und seelenverderbend, liebeshöndend! Lieber früh zuge schlagen, — und nachher Friede im Reiche! Es darf unter normalen Umständen überhaupt keine andere Strafe geben, als die Macht des Wortes einer kräftigen, ganzen Persönlichkeit, und dann und wann eine vernünftige Züchtigung; alles Andere: Hungern, Einperren, Kürzung der Weihnachtsfreude, Strafarbeit, Straßgassen ist schrecklich, „Respect“, gründlichen, soll ein Kind haben, aber keine „Furcht“. Weh dem Hause, in dem beim Namen des Vaters, sobald sein Schritt auf der Treppe vernommen wird, alles Lachen verstummt, alles Rufen verhallt, die Kinder scheu sich bergen in den Winkeln oder starr und stumm über den Tisch gebeugt sitzen! Kinder sollen im herzlichen Vertrauen beten lernen: „Unser Vater, der Du bist im Himmel“, aber ebenso innig und herzlich, mit ebenso festem, unerschütterlichen Vertrauen, und immer mehr von Jahr zu Jahr, sollen sie auch dem Vater auf Erden Herz und Hand geben: „es hat uns ja doch Keiner so lieb, wie Du!“ — ob sie auch Beide einmal nach der Ruthe greifen, der droben und der unten. Und zu solchem Vertrauens-Verhältnis kann und muß die Mutter helfen. Es wird ja in der besten, friedlichsten Ehe Stunden, vielleicht auch Tage geben, in denen die Frau mit dem Manne durchaus nicht zufrieden ist, — aber nur nichts merken lassen! Nur daß die Kinder nicht so oder so zu Schiedsrichtern aufgerufen werden, oder daß gar vor ihren Augen der Streit sich abspielt, laut oder leise! Im Worte und Thun des Vaters muß die Mutter als die Heilige des Hauses, im Worte und Thun der Mutter der Vater als die Verkörperung alles Stärken, Guten, Ehrlichen, Freundlichen dastehen: die Mängel Beider lernen die heranwachsenden Kinder noch früh genug kennen.

Was ein Kind von Vater und Mutter sieht und hört, das ist doch die rechte, eigentliche Erziehung. Alles Andere ist nur Beihülfe. Und weil dies Geschaute und Bernommene oft so verkehrt ist, darum fällt oft die Kinder-Erziehung trotz aller Aufwendung von Güte und Strenge so jämmerlich aus, auch in tadellofen Familien, wo nichts Böses äußerlich zu Tage tritt, und wo Alles sich um die Kinder dreht. Aber vielleicht eben deshalb. Es geschieht des Guten zuviel. Sie werden im Grunde nicht als Kinder, sondern als Erwachsene behandelt. „Ich habe meine Kinder immer um mich“, rühmt eine Mutter sich; und sie schickt sie auch nicht fort, wenn fremder Besuch kommt, und sie hören Alles, was da besprochen wird. Die Kinder reden wohl auch einmal mit und geben gar ihr Urtheil ab; es wird über die Schule, über die Lehrer, über bekannte Familien geredet; die Kinder werden gefragt und freuen sich, berichten zu können, — und werden mit der Zeit (lange braucht's nicht dazu!) unaussprechlich naseweise, altkluge Geschöpfe, denen jede Spur von Kindlichkeit verloren geht, und die statt dessen als flüchtig und gefällige Puppen das große Meer der geistig verkrüppelten oder der geistig gewöhnlichen Menschen vermehren.

Dies unfelige „Beachten“ der Kinder! Da spielt der kleine Junge ganz vergnügt und harmlos im Sande mit seiner Schiebharre oder mit seinen Schneckenhäusern. Die Mutter sieht glücklich zu; das Kind merkt nichts. Aber nun kommt der Vater dazu: „Du, sieh 'mal, wie reizend!“ Und Beide zusammen, statt unbeachtet den Kleinen im Auge zu behalten,

müssen laut ihre Bemerkungen über ihn austauschen; sie rufen ihn auf aus der Vertiefung des Spieles — und mit dem harmlosen innigen Spiele ist's vorbei. Er weiß nun, er wird beobachtet, nun will er sich auch fernerer Beachtung werth machen, und wird dabei gewöhnlich — ungezogen! — Oder schlimmer: das Kind hat eine drollige oder kluge Bemerkung gemacht. Zu seiner Gegenwart wird sie mit Lachen wiederholt und mit dem Ausdruck eines Stolzes, welcher der Eitelkeit des gemüthmahten kleinen Genies schon außerordentlich wohl thut, und unter albernem Lachen wiederholt es nun seinerseits die hervorgehobene Aeußerung bis zum Ueberdruße. Was bis dahin naiv und reizend war, wird nun bewußt geziert und unaussprechlich; die Eltern haben sich selbst ihrer Freude beraubt. Das passiert in den besten Häusern, in den anständigsten, feinsten Familien; was wird aber erst in Gegenwart der Kinder verhandelt in Häusern geringeren Grades! „Die Kinder verstehen das nicht!“ heißt es da. Aber sie lernen es einmal verstehen, und dann fällt ihnen diese und jene Aeußerung plötzlich wieder ein, die sie im Elternhause über Tische gehört, — und in purpurnem Lichte liegt es in solchen Augenblicken nicht vor ihnen da.

Es ist ein köstlich Ding und ein unvergleichlich großer Schatz für's ganze Leben, wenn ein groß gewordenes Kind im Rückblicke auf sein Vaterhaus bekennen kann mit Dank zu Gott, „daß er ihm die Jugend bis über alle Gipfel in Morgenroth geracht.“ In solchem Hause wird's aber auch nie vorgekommen sein, daß das Töchterchen von der Mama mit der Botenschaft an die Thür geschickt wurde: „Meine Mutter ist nicht zu Hause!“ oder daß es gehört hat, wie das Mädchen oder der Diener so angewiesen wurden: aber es wird mit ehrlichem Blicke bestell haben, wenn der Besuch eben nicht paßte: „Mama und Papa sind beim Essen!“ — oder: „Meine Mutter ist heute nicht zu sprechen!“ Und, — nebenbei gesagt, — wer so thöricht ist, das übel zu nehmen, — der mag eben ruhig wegbleiben, in dessen Umgang wird kein Genuß zu suchen sein. „Vor Allem eins, mein Kind: sei treu und wahr!“ wird dem Kinde mit vielem Pathos beigebracht; und wenn es um sich schaut, sieht es Lüge, Falschheit und Verstellung! — Wie soll es das in seiner jungen Seele zusammenreimen? —

Es giebt sogenannte „schwer zu behandelnde“ Kinder. „Der Junge ist so schrecklich lebhaft!“ klagt die Mutter. Das heißt auf Deutsch eigentlich: „er ist ein schrecklicher Mangel!“ Das ist die Falschmünzerei in der Erziehung. Fehler werden zu Tugenden umgeprägt, und schließlich glauben nicht bloß Vater und Mutter, sondern das Kind selbst daran. „Es hat eine sehr lebhaft Phantasie!“ das heißt: „das Kind lügt!“ „Die neuen Spielachen von Weihnachten sind schon alle entweiht!“ schreibt die Mutter an die Großmama; „Freiz ist von einem merkwürdigen Forschungstriebe befeelt.“ Glauben Sie wirklich daran? Ich nicht. Er bricht seinem Herde die Beine nicht deshalb ab, und klemmt die Puppe nicht deswegen zwischen Thür und Angel, um die Anatomie beider zu studiren, oder um sich zu vergewissern, ob Holzmehl oder Pferdehaar oder Berg die Stelle der Eingeweide vertritt; er thut es aus einfachen, kindlichem Zerstörungstrieb, und um zu probiren, wer der Stärkere ist, er oder das hölzerne Pferd. Und was nun? Wird der zerstückelte Pudel nun eilig in den Dien geworfen und ein neuer gekauft? Ja, wenn das Kind verzogen wird; wird es aber erzogen, dann läßt die Mutter es ruhig mit dem Torso laufen, so lange bis sich eine Art persönlicher Anhänglichkeit zu ihm ausgebildet, bis das Kind sein Spielzeug lieb gewonnen hat, bis es ihm vertraut geworden ist, gerade so, wie es ist.

Wir sind, was Spiel und Unterhaltung und spielendes Lernen angeht, viel zu üppig geworden in unserer Zeit. Ich denke nur an die Bilderbücher. Da liegen sie jetzt prächtig gebunden, mit ausgezeichnetem Papier, mit künstlerisch vollendeten Zeichnungen, mit herrlichen Farbendruckbildern, mit Beiträgen der ersten Schriftsteller auf dem Weihnachtstische; der Vater schenkt sich, die Prachtwerke den Kindern in die Finger zu geben: „wascht euch erst die Hände!“ Die Kinder wenden die Blätter mit einer Art Besorgnis um und — lassen sie schließlich liegen! „Der Strimwelpeter!“ und „Der arme Heinrich!“ waren ganz simple Bilderbücher, — aber die Kinder waren auf Du und Du mit ihnen: das waren gute Spielkameraden, bei denen es auf ganz reine Hände so wenig ankam, wie bei ihnen selbst, und die erzogen die Kinder in ihrer Art: sie zeichneten, wie die Kinder zeichneten und tustchten mit denselben Farben, wie sie selbst tustchten, die sprachen ähnlich, wie die Kinder sprachen; darum lernten die Kinder sie auswendig, — aber jetzt: „Mein Bilderbuch ist viel schöner!“ — o, unfeliger Klang!

Es wird, Gott Lob, wieder Sitte, die Häuser und die Stuben mit Inschriften zu zieren. Was könnte wohl passend über einer Kinder-Stubenthür stehen? Vielleicht das Lateinische: „Maxima debetur puero reverentia!“ (d. h. dem Kinde gebührt die größte Ehrfurcht)? Oder, wenn ein zagend Herz sich fragt: „Woher nehme ich die Weisheit, meine Kinder zu erziehen?“ vielleicht besser das deutsche: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang?“

Das ist ein Bibelwort. Und die Kinderstube soll nicht bloß die „beste Stube“, sie soll der Haus-Tempel sein, wenn recht in Liebe und Strenge erzogen wird; aber sie wird zur Wöldergrube, wenn das, was nach oben wachsen soll, nach unten verborgen, verzogen wird in Schwäche, Uneinigkeit und Unreinigkeit der Geister. Regeln dafür giebt's nicht, und aus Lehrbüchern lernt man's auch nicht: die Kraft der Liebe und der Segen Gottes, die sollen es lehren und sollen es auch thun!

Der Schatz von Hiddensoe.

Eine Nügener Geschichte von Wanda Bartels.

Mit Illustrationen von Hans Bartels.

(Fortsetzung.)

Ist es wirklich Tag geworden nach dieser Nacht? Siegte die Sonne über die grolende, zuckende Wolkenmasse? — Die Marthe steht im Garten und richtet die bläulichen dicken Bohnen mit den schwarzweißen Blüthen auf, die der Regen niedergeschlagen. Ihr Gang ist schleppend und müde, als sei sie gealtert, und fast mechanisch thut sie ihre Arbeit. Sie thut es, um nicht müßig zu sitzen, um überhaupt irgend etwas zu thun, was ihre Gedanken beschäftigt. Als ob es etwas gäbe,



Leichenbegängnis des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich: Ankunft des Leichenzuges vor der Kapuziner-Kirche am Neuen Markte zu Wien. Von W. Gause. — Siehe Seite 46.

Ayuntamiento de Madrid

Hofkapellen-Diener mit dem Incensorium und Aspergill, zwei assistierende Hof-Kaplane und der Hof- und Burgpfarrer, sowie ein Kammer-Fourier schritten dem Sarge voran. Zu beiden Seiten des Sarges gingen acht Edelknaben mit Wachsfackeln, sechs Arcieren- und sechs ungarische Leibgarben, Trabanten-Leibgarben und Leibgarde-Reiter. Der Oberst-Hofmeister, der Flügel-Adjutant und der Ordonnanz-Offizier des Bereiwigen folgten dem Sarge. So verließ der Trauerzug die Augustiner-Hofkirche, und auf der Straße reichten sich die militärische Leichenparade, die Trauerwagen des Hofes und das übrige Gefolge dem Trauer-Conducte ein, dessen Mittelpunkt der schwarze, mit sechs Schirmeln bespannte Leichenwagen mit dem Sarge bildete. Trauerfahnen wehten von allen Häusern, das durch Flor gedämpfte Licht der brennenden Gas-Kandelaber vermehrte den düsteren Eindruck der Scenerie. Zu beiden Seiten der Trauerstraße aber standen Kopf an Kopf gedrängt die sonst so lebensfreudigen Wiener und brachten ernstlichen Anblick und thränenden Augen dem todtten Kaiserjohne den letzten Abschiedsgruß dar. Die allgemeine Mittrauer aller Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie ist der Trost, welcher den Schmerz der kaiserlichen Eltern und der jugendlichen Witwe des Dahingegangenen lindern wird.



Nachdruck verboten.

Eine neue Sticker-Ausstellung im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. — Im Lichthofe des königlichen Kunstgewerbe-Museums zu Berlin sind für kurze Zeit Arbeiten aus der Kunststickerei-Anstalt von Mathilde Jörres in München ausgestellt.

Der Name dieses Instituts hat in München seinen guten Klang; man weiß dort und weiß auch bei uns, daß Fräulein Mathilde Jörres es in überragender Weise verstanden hat, nicht nur die vorzüglichsten künstlerischen Vorbilder zu gewinnen, sondern auch der Ausführung einen ganz besonderen Schwung, Leichtigkeit und Trefflichkeit zu geben. Sie hat es verstanden, ihre große Kunsttätigkeit zugleich menschenfreundlichen Zwecken dienstbar zu machen; sie zieht die Mädchen aus Waisenhäusern und Armenschulen zu ihren Arbeiten heran, bildet aus ihnen geschickte Stickerinnen und hat dadurch zu gleicher Zeit einen Herdarm von Kräften, welche je nach Fähigkeit an die verschiedenen Stufen der Arbeit gestellt werden können. Die Leistungsfähigkeit der Anstalt ist so groß, daß sie die umfangreichsten Aufträge übernehmen kann und selbst jenen wunderlichen Bestellungen gerecht zu werden vermochte, welche für König Ludwig II. in krankhafter Hast ausgeführt werden mußten, zugleich unter kolossalem Aufwande von Arbeit und kostbarem Material; hinter einander wurden der Thronsaal der neuen Residenz, die Schlösser Linderhof, Chiemsee und Neuschwanstein in Goldstickerei tapeziert, wobei zeitweise über hundert Arbeiterinnen thätig waren. Daneben ging die Herstellung der Ornate für die Kirchen von Wien, für England und Amerika.

Was zur Zeit in Berlin zur Ausstellung gebracht ist und hier die lebhafteste Anerkennung findet, welcher auch Ihre Majestät die Kaiserin bei der Besichtigung der Arbeiten den huldvollsten Ausdruck gab, ist nur eine verhältnismäßig kleine Gruppe aus dem großen Arbeitsgebiete der Anstalt, aber es zeigt doch die Wege, auf denen sie wandelt und das künstlerische Niveau, welches sie erreicht.

Bei den Arbeiten der Leinwandstickerei, die einen erheblichen Theil der Ausstellung bilden, gewahren wir vornehmlich das in München und Süddeutschland sorgsam gepflegte Zurückgehen auf die Technik des Mittelalters. Das Muster ist in großem Rahmenverhältnisse über die Fläche vertheilt, mit blauer oder rother Umrißlinie umrahmt und im Inneren durch zumeist weiße Spitzenstiche gefüllt. Da diese Stiche nicht dem Wachstume des Blattes folgen, so ist die Flächenwirkung eine vollkommene; selbstverständlich muß das Muster darauf angelegt sein, die Wirkung muß vollständig auf der Zeichnung des Umrißes beruhen. Fräulein Jörres hat gleichsam als Beleg für die Entstehung dieser Arbeit die Wiederholung einer im Vatikanischen National-Museum befindlichen Decke altdeutscher Arbeit ausgestellt, welche alle Eigentümlichkeiten dieser Sticcart zeigt. Auch in den neuen Erfindungen erweist sich der spätgothische Formenkreis für diese Technik am wirkungsvollsten; die phantastisch geschwungenen Blätter können am leichtesten eine körperhafte Haltung des Inneren entbehren. Ebenso wirkungsvoll gestalten sich die Muster der Barockzeit, die nach dem Vorbild wirklicher Spitzen gearbeitet sind; auch hier geben phantastische Blätter und Blätter mit scharfem Umriß Flächen ab, die hinreichend ausdrucksvoll sind, um ihnen mit beliebigem Maschenwerk gefüllt werden zu können. Diese letzteren Arbeiten sind zumeist mit weißem oder goldgelbem Garne einfarbig auf Seidengrund hergestellt, sodaß sich die Stickeri spizenartig abhebt.

Eine vortreffliche Wirkung mit einfachsten Mitteln erreicht ferner eine Decke, bei welcher das Muster, mit einer kräftigen weißen Schur umrahmt, im Leinwandstoff weiß stehen bleibt, während der Grund mit Stichen in gelbem Garne gedeckt ist. Das eigentlich Ueberraschende an der kleinen Ausstellung ist vor allem die Sicherheit, mit welcher diese zumeist bekannten Mittel der Stickeri in immer neuen, gefälligen Zusammenstellungen angewendet sind; man sieht, daß es sich hier nicht um ein tastendes Versuchen mit mühsam belebten alten Mustern und Techniken, sondern um eine vollkräftige Kunstarbeit handelt, die frei über ihre Mittel verfügt.

Von der Goldstickerei, welche Fräulein Jörres für Ausstattung von Kirchen und Palästen mit größter Meisterhaftigkeit zu handhaben pflegt, sind nur einzelne Proben vorhanden.

Dagegen tritt die Bild-Stickeri im Figurenstich mit zwei Werken von ganz ungewöhnlichem Umfange auf. Zumeist wird diese schwierige Arbeit auf Stücke kleinen Maßstabes beschränkt, wie die Darstellung der Heiligen auf kirchlichen Ornaten, und auch bei diesen zumeist auf Köpfe und Hände. Fräulein Jörres hat es dagegen unternommen und siegreich durchgeführt, zwei große Wandteppiche, wie solche sonst nur durch die Gobelin-Wirkeri geschaffen werden, in dieser Technik herzustellen. Der grobe Leinwandgrund, welcher als Grundlage dient, verschwindet hierbei vollständig; die Stiche aus farbiger Wolle, welche sich innerhalb des einzelnen Farbensfeldes in gleicher Lage halten, bilden eine vollkommen schließende Decke, in welche der einzelne Stich aufgeht, sodaß sich die Farben einheitlich abgetönt darstellen. Die künstlerische Wirkung ist

im Wesentlichen dieselbe wie beim Gobelin-Teppich; es fehlt allerdings die kernige Kraft, welche die starken Rippen der leinenen Kette dem Gobelin geben; dagegen ist der Uebergang und Schmelz der Farben noch zarter, als beim Gobelin, in welchem jene starke Rippung auch wieder beschränkend wirkt.

Von der Münchener Ausstellung her ist zunächst das gestickte Bild bekannt, welches auf reich ornamentirtem Hintergrund Maria mit dem Kinde als Patrona Bavariae zeigt; das bairische Löwenwappen und das Wappen der Künstler-Schaft mit den drei Schilde Albrecht Dürer's innerhalb spätgothischen Rahmenwerkes sind die sprechenden Zuthaten.

Das wahrhaft imponirende Hauptstück der Ausstellung ist aber die in Nadelmalerei hergestellte Copie eines burgundischen Wand-Teppichs aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, von 5,40 Länge bei 3,25 Meter Höhe. Das Original befindet sich im Privatbesitz in München. Dasselbe gehört augenscheinlich zu einer Reihe von Teppichen, welche das Leben am Hofe Karls des Kühnen von Burgund darstellen, und von welchen sich verschiedene Teppiche aus der burgundischen Erbschaft her an den alten Sitten der Habsburger in Wien und Madrid befinden. Auch das Kunstgewerbe-Museum besitzt ein Stück aus dieser Reihe, einen Liebeshof darstellend, welches den Vergleich bequemt macht.

Der von Fräulein Jörres copirte Teppich enthält die sehr reizvolle Darstellung der Begegnung zweier fürstlicher Jagdzüge. Die Fürsten sind von den Rossen gestiegen, von rechts her ein mit Mantel und Kette stattlich geschmückter Mann, der eine Dame begrüßt, die von links her gekommen ist; in dem Zuge des Mannes folgt noch eine Dame, wie es scheint, seine Gemahlin, vom Pferde, um an der Begrüßung Theil zu nehmen; das beiderseitige Gefolge ist auf das Prächtigste ausgestattet, mit reichgeschürzten Pferden, farbigen Gewändern, Jagdhunden, Falken und jeglicher Art von Jagdgeräth. Die Begegnung findet in einem Parke statt, in welchem eine Hofgesellschaft von Herren und Damen sich mit Bechern und Muscivoren unterhält; die zierlichen Bäume des Hintergrundes, die schlank aufsteigenden Blumen des Vordergrundes rahmen das überaus farbenprächtige Bild in reizvollster Weise ein. Um das ganze Bild zieht sich dann noch als Borte ein Blumenkranz auf schwarzem Grunde.

Es ist wahrlich kein Leichtes, auch nur technisch eine solche Fläche von mehr als sieben Quadratemern zu bewältigen, eine solche Fülle von Figuren mit allem ornamentalen Beiwerke durchzuführen; aber noch schwieriger ist es jedenfalls, hierbei die einheitliche Farbenwirkung zu wahren und dem Ganzen, das sich aus ungezählten Tausenden von Stichen zusammensetzt, diesen vollkommen geschlossenen Charakter zu verleihen, den wir an diesem Meisterwerke der Nadelarbeit mit vollem Rechte bewundern.

Wir müßten ja wünschen, daß man in Deutschland wieder fähig wäre, solche Werke in wirklicher Gobelin-Arbeit herzustellen, aber was Fräulein Jörres hier geleistet hat, ist doch kein bloßes Surrogat, sondern hat in den feinen Ueberlegungen des Farbenschnittes seine selbständige künstlerische Berechtigung, und dies gilt ganz besonders von dem kleineren, nach selbstständiger Composition ausgeführten Felde mit der Maria.

Vollständig als Surrogat treten dagegen die Copien der spätgothischen Sammetstoffe auf. Im fünfzehnten Jahrhundert verstand man es in Venedig, und wahrlich auch in Flandern, jene unübertrefflich prächtigen Brocate zu weben, welche auf Goldgrund ein Rahmenmuster entfalteten, welches in seiner Entwicklung fast manneshohe geschwungene Zweige mit mächtigen phantastischen Blüten und Blättern zeigt. Dieses Muster liegt im Original als purpurner, rother oder blauer erhabener Sammet auf dem Grunde, durchbrochen von Goldrippen und Punkten, die in hochstehenden Maschen dargestellt sind. Diese Muster dienten vornehmlich für Baldachine; aber auch für Kirchengewänder und Puntumäntel finden wir sie verwendet. Zumeist ist es bei der großen Kostbarkeit des Materiales nur ein mäßig langer Streifen, der zur Verwendung kommt, bei welchem sich das Muster kaum wiederholt, und somit war es ein glücklicher Gedanke von Fräulein Jörres, solche Streifen, welche die Herrlichkeit des Webstuhles fast unerschwinglich kostbar macht, durch Stickeri herzustellen. Aufgenähte Ghenille-Fäden geben den Eindruck des Sammets auf dem gewebten Brocat-Grunde in nahezu vollkommener Weise.

Hoffentlich ermöglicht es Fräulein Jörres, dieser mit größtem Beifalle aufgenommenen Ausstellung in nicht zu langer Frist eine weitere folgen zu lassen, welche die Vielseitigkeit ihrer Werkstatt in noch weiteren Stücken vorführt.

Julius Leising.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Gardinen crème zu färben. — Wie färbt man Gardinen crème, sodaß sie diese Farbe dauernd behalten? C. D.

Portièren aus Cigarren-Bändchen. — Wer kann mir mittheilen, wohin ich mich wenden muß, um Portièren aus Cigarren-Bändchen weben zu lassen; wie viel Meter solcher Bändchen sind für einen Portièr-Flügel von 3 1/2 Meter Länge und 1 1/2 Meter Breite erforderlich, und wo bekommt man rothe, grüne und blaue Cigarren-Bändchen zu kaufen? Frau Rittergutsbesitzer F. in N.

Frau Rittergutsbesitzer F. in N.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Salon-Fächer (16). — Aus Palmenblättern kann man sehr hübsche Fächer, welche ganz verschiedenen Zwecken dienen, anfertigen, indem man das Blatt zunächst auf beiden Seiten mit farbigem Seidenstoffe bespannt; letzterer wird mit Nadeln rings an den Rändern festgesteckt, nach der Form geschnitten, mit überwölblichen Stichen zusammengeknüpft und mit einer biden Seidenfäsur oder ebensolcher Klische aus Band eingefast. Soll ein dergleichen Ueberzug allein genügen, so schneidet man den Stoff reichlich genug, um ihn da, wo der Stiel ansteht, in Falten legen und krausen zu können; letzteren selbst aber umwickelt man erst mit etwas Watte, dann mit einem passenden Seidenbände, dessen Enden, zu einer Schleife gefalt, mit einigen unsichtbaren Stichen befestigt werden. Mehrere geschmackvoll auf das Blatt gesteckte frische Blumen geben, — im Farbentone zu der Toilette

passend, — einen reizenden Ballschmuck; ein Zweig gemachter Blüthen oder ein Vogel machen ihn geeignet zur Zierde des Salons. Soll der Fächer zur Aufnahme von Photographien dienen, so wird das Blatt auf dieselbe Weise glatt bespannt, dann aber schneidet man sich aus dünner Pappe eine zweite Form, die sich den unteren Rändern des Blattes anpaßt, indessen nur knapp zur halben Höhe hinaufreicht und oben leicht ausgeschweift wird. Mit festem Garne aufgenäht, bildet sich so eine Tasche, in welche die Bilder zu stecken sind, doch muß man die Einfassung einheitlich durchführen. Als sehr wirkungsvoll und leicht ausführbar empfiehlt sich eine weitere Decoration der glatten Fläche durch Malerei, namentlich mit leuchtenden Bronze-Farben, etwa in japanischer Art. Auch kann man jede beliebige Stickerei anbringen, und so bei einigem Geschick mit wenig Mühe und Kosten ein hübsches Geschenk herstellen. Im Anschlusse hieran wollen wir noch bemerken, daß die Fächerpalmen hauptsächlich vor dem Vertrocknen der Blattspitzen geschützt werden müssen. Für diesen Zweck ist ein aufmerksames Begießen der Palmen sehr zu empfehlen. Zunächst muß das Wasser Zimmer-Temperatur haben; auch darf man nicht unterlassen, die Erde mit dem Finger zu befühlen, ob sie noch feucht ist; ist dies der Fall, so ist ein Begießen unnöthig; es wird, — namentlich im Winter, — oft durch zu viel Wasser geschadet. Ebenso lieben die Palmen einen schattigen Platz mehr, als einen unmittelbar am Fenster, wo sie der Zugluft und dem scharfen Sonnenstrahl ausgesetzt sind.

A. G.

Atlas und Seidenbänder zu waschen (32). — Atlas und Seidenbänder werden mit einer Auflösung von venetianischer Seife gewaschen, die, aufgekocht und ziemlich abgeseiht, lauwarm zur Verwendung kommt. Zu diesem Zwecke löst man etwa 120 Gr. in 9 Liter Wasser auf. Am besten ist es, die Stoffe, nachdem sie in das Seifenwasser getaucht und vollständig von demselben durchgezogen sind, auf eine Unterlage von reinen Tüchern zu breiten und sie mit einem wollenen Lappen, unter erneuter Anfeuchtung desselben, fortgesetzt so lange nach eine Richtung zu streichen, bis die Fäden verschwunden sind; wenn die Bänder sehr schmutzig sind, so empfiehlt es sich, die Unterlage zu wechseln. Ist das Resultat ein befriedigendes, so spült man das Zeug, ohne es zu drücken, in reinem Wasser, breitet es abermals auf trockne Unterlagen und streicht es in gleicher Weise so lange mit einem weichen Tuch, bis es sich kaum noch feucht anfühlt. Wünscht man dem Stoffe eine Appretur zu geben, so genügt bei dunklen Farben ein Befreiden der linken Seite mit Krausenintenz-Wasser und ein sorgfältiges Plätten auf der gleichen Seite; doch thut man gut, einen Nusselintenz-Lappen aufzulegen. Weißen Atlas appretirt man, indem man etwas Gummi in gleichen Theilen von Wasser und Essig auflöst, die Flüssigkeit durch ein feines Tuch gießt und den zuvor getrockneten Stoff gleichmäßig damit bestricht und schnell trocknen läßt. Will man das durch Waschen stumpf gewordene Zeug wieder glänzend machen, so löst man 33 Gr. arabischen Gummi in 2 Litern Wasser auf, seigt 2 Eßlöffel Lössgalle und 8 Gr. Strohharz hinzu, kocht diese Mischung 15 Minuten und bestricht, sobald sie abgekühlt ist, das Zeug damit, das gleichmäßig angefeuchtet, in angegebener Art geplättet wird. Noch sei bemerkt, daß die Wolzen nur heiß, nicht glühend sein dürfen.

C. K.

Westfälischer Pumpernickel (XV, 224). — Derselbe wird meist ohne jede Anwendung von Sauerteig oder anderen Gährmitteln aus Roggenbrot bereitet. Doch weicht das unter dem Namen Pumpernickel bekannte, sehr gesunde und nahrhafte Schrotbrod in den verschiedenen Gegenden Westfalens nach Farbe, Ansehen und Geschmack oft sehr von einander ab. Dieser Unterschied liegt nicht am Material, sondern entsteht nur durch die verschiedenartige Behandlung beim Backen; an manchen Orten wird die Backzeit nur auf drei Stunden berechnet, meistens aber währt sie viel länger, bis zu 24 Stunden. Unter den mancherlei Recepten, die sich in Einzelheiten von einander unterscheiden, sei das folgende bestens empfohlen: Zu der Hälfte des zu verbackenden Schrotmehles wird in einem Backtrog so viel heißes Wasser hinzugefügt, daß man die Masse gut durchkneten kann. Dann ballt man den Teig zu einem Haufen zusammen und läßt ihn an einem mäßig warmen Orte etwa 10 Stunden ruhig stehen, muß ihn aber durch eine dicke Decke gegen Abkühlung schützen. Hierauf wird die Masse mit dem noch übrigen Mehl und noch etwas Wasser zu einem recht steifen Teig verarbeitet. Das Kneten erfordert Kraft und Geschick und muß so lange fortgesetzt werden, bis der Teig nicht mehr an den Händen haften bleibt. Nun formt man daraus glatte, viereckige Brode, oft 15 bis 25 Kilo Gewicht, die sofort in den geheizten Backofen gehoben werden. Dieser muß in der Regel nur 1 bis 1 1/2 Quadratmeter und wird nach dem Einschleiben der Brode zugemauert und erst nach beendeter Backzeit, meist nach 16 Stunden, geöffnet. — Andere schieben die Brode zuerst auf Brettern in den geheizten Ofen, nehmen sie, wenn sich eine Rinde gebildet hat, heraus, befeuchten die Oberfläche mit Wasser und bringen sie dann abermals in den Ofen, dessen Thür nun erst mit Behm verstreicht wird. Bei diesem Verfahren bleiben sie das zweite Mal nur etwa 4 Stunden im Backofen. C. W. in Osnabrück.

Rathschläge.

Al in Gelée. — Man zieht dem Al die Haut ab, schneidet ihn der ganzen Länge nach am Rücken auf, nimmt ihn aus, wäscht ihn mehrere Male und rollt ihn auf, umwickelt ihn sorgfältig mit einem schmalen Streifen Stoff oder Band und setzt ihn in einem emaillirten Topf mit Wasser, etwas Essig, Wein, Citronenschale, Lorbeerblatt, Muskatblüthe, Schalotten, einigen weißen Pfefferkörnern und Salz auf's Feuer, läßt ihn gar kochen und aufgerollt erkalten, nachdem man vorsichtig das Band entfernt hat. Die Brühe seigt man durch und läßt sie bis zum anderen Tage stehen. Sodann entfernt man von der Brühe den Bodensatz und die Fettlage, giebt aufgelöste, weiße Gelatine dazu, läßt sie aufkochen und füllt sie durch einen Gelée-Beutel auf den in Scheiben geschnittenen und auf einer flachen Schüssel hübsch arrangirten Al vorsichtig auf. Man kann auch den Al vor dem Aufrollen mit einer Fleischfarce belegen und alsdann kochen. A. G.

Apfel in Gelée. — Man schält 12 Borsdorfer Äpfel, schneidet sie in Hälften, löst das Kernhaus heraus und kocht leeres sammt der Schale in hinreichendem Wasser, seigt dieses durch, nimmt davon etwa 1/2 Liter und ebenso viel Weißwein, ferner die Schale einer Citrone, 125 Gr. weißen Candis-Zucker und kocht darin die halben Äpfel auf beiden Seiten weich, — aber behutsam, damit ihre Form nicht leide. Hierauf läßt man sie abtropfen und ordnet sie in eine Compostschale, füllt den Saft, wenn er zu Gelée eingekocht ist, auf einen Teller, schneidet, wenn er erkaltet ist, Streifen daraus und verzehrt damit die Äpfel. E. W.

Frau Rittergutsbesitzer M. F. — Das Umbrechen der Servietten zu Figuren ist nicht mehr Mode; über Tisch-Arrangements bringen wir demnachst einen Artikel.

Langjährige Abonnentin in P.-burg. — 'Eskade schon bekannt; „Swigone" leidet der Form nach nicht krankbar.



Nachdruck verboten.

Sekt!

Eine Plauderei von Hanns von Spielberg.

Als ich leichtfertiger Jüngling einmal meinen guten, lieben Großpapa als Gast an unserem Freundes- und in dem gemütlichen Hinterzimmer bei Dörsel hatte und fast am Schlusse des kleinen Diners eine Flasche Pommery Grendo bestellte, runzelte der alte Herr gewaltig die Stirne und raunte mir zu: „Leichtsin, Leichtsin, Sekt trinkt man wohl zu Hochzeiten, Kindtaufen und anderen hohen Festen, aber...“

„Aber ich habe ja doch weder Gelegenheit zu einer Hochzeit, noch gar zu einer Taufe,“ konnte ich damals noch mit gutem Gewissen entgegenen. „Und was die sonstigen Feste anbetrifft, so zähle ich Großvaterchens Besuch ganz entschieden zu den höchsten.“

Großvaterchen brumnte noch etwas von Narrenspößen in seinen weißen Schnauzbart, — getrunken hat er den Pommery dennoch, und wenn mich nicht Alles täuschte, so hat er ihn sogar ganz vortrefflich gemundet. Ich Springindiewelt aber meinte nun erst recht, daß ein hohes Fest (und die Gelegenheiten für die Konstatierung von hohen Festen fand ich allezeit) ohne Sekt, — echten — französischen natürlich, — ganz unmöglich sei....

Wie sich doch die Zeiten ändern! Heute habe ich mich im Kreislauf der Dinge fast schon ganz zur Ansicht von Großvaterchen bekehrt und wende und drehe die Börse zehnmal herum, ehe ich mir eine Flasche „Schaum“ leiste, obwohl sie mir grade so vortrefflich mündet, wie damals der Pommery meinem lieben Großpapa.

Es mag wohl daher kommen, daß die Feste seltener werden, wenn das Haar sich bleicht. —

Und andererseits wiederum muß ich doch auch heute noch gestehen, ein gutes Diner ohne ein Glas Sekt, ein glänzendes Ballfest ohne prickelnden Champagner vermag ich mir nicht zu denken. Der Sekt ist sicher nicht die Krone der Weine, wenn man ihn auch den „Wein der Könige“ gekauft hat, aber er ist ein prächtiger Gefell, der wie kein anderer die Herzen und die Zungen löst, der den schwerfälligen Geist zum rascheren Tempo zwingt, — ein treuer Schutzgenosse des lachenden Humors. Und mag man es einen kleinlichen Rückblick nennen, mir ist die Erinnerung dennoch werth und theuer, und jedesmal steigt sie in mir empor, wenn ich mein Spitzglas erhebe: im schäumenden Sekt trank ich jederzeit dem Wohle meines Kaisers, mit perlendem Schaumwein stieß ich zum ersten Male mit meiner Braut an, und das Champagner-Glas in der Hand, flüsternte die Gattin mir beim Hochzeitmahle leise zu: „Ich habe Dich lieb, so lieb!“

Ja, ja, der alte Dom Pérignon, der wackere Benedictiner von der Abtei Hautvillers, dem man, sei's mit Recht oder Unrecht,

edlen Dame einst der treffliche Stettenheim sang:

„Begehrtes Weib, das keinen Korb gegeben,
Als den man selber sich bei dir bestellt.“

und in unseren trefflichen deutschen Schaumwein-Fabriken; man thut daher Unrecht, von echtem und unechtem Sekt zu sprechen, und dabei echt mit französisch und unecht mit deutsch synonym zu stellen. Höchstens könnte man definiren: echt ist jeder Schaumwein, in dem die Kohlenäure, „der Mousseur“, lediglich durch Gährung unter Zusatz von Zucker und Cognac erzeugt wird, — unecht dagegen derjenige, dem die Kohlenäure künstlich eingepumpt ist; der letztere verdient aber überhaupt nicht den Namen Champagner, er ist eine Limonade gazeuse und nicht mehr.

Allerdings gehöre ich für meine Person nicht zu jenen, welche den deutschen Schaumwein dem Geschmack nach über jeden französischen stellen oder den ersteren doch unbedingt für voll gleichberechtigt erklären. Wenn ich mir ein offenes Urtheil erlauben darf, so meine ich, die Sache liegt denn doch wohl etwas anders: die ersten und ältesten Häuser der Champagne: Cliquot, Moët, Deutz-Geldermann, Pommery, Roederer, und wie sie noch heißen mögen, haben sich für ihre Erzeugnisse immer noch einen nicht zu bestreitenden Vorrang bewahrt, und er wird ihnen so leicht nicht zu nehmen sein. Einmal eignet sich die auf dem Kalkboden der Champagne in guter Lage gewachsene Traube, über welche sie verfügen, vorzüglich zur Fabrikation, dann gebieten jene Weltgeschäfte über enorme Lager und so reiche Mittel, daß sie auch in schlechten Jahren aus ihren Beständen ein vortreffliches „Cuvée“, — so nennt der Fachmann den Zusammenfluß verschiedener Weinsorten vor dem Beginn der Fabrikation, — herstellen können, und endlich arbeiten sie auf Grund langer Erfahrungen und mit geradezu musterartigen Einrichtungen. Aber Alles dies gilt auch nur für die besten Sorten der allerersten Champagner-Häuser und läßt sich keineswegs auf die Anzahl von billigen und erst recht zu theuren Marken übertragen, mit denen Frankreich uns außerdem überfluthet. Den Letzteren sind die Schaumweine unserer guten deutschen Fabriken allerdings durchweg überlegen. Meine persönliche Ansicht ist also die: der vaterländische Schaumwein ist vorzüglich, er mündet und bekommt gut, ergo ich bevorzuge ihn, zumal er bedeutend billiger ist. Das hindert jedoch nicht, daß ich mir und meinen Gästen, so es nämlich meine Mittel erlauben, auch wohl einmal ein Glas französischen Champagners, — besser Marke aber, — vorlese; ebenso trinke ich ja auch meinen Bordeaux, ohne mich für minder patriotisch gesinnt zu halten, denn:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern.“

Die sogenannten Kosterproben, von denen uns Braun-Wiesbaden in seinem Champagner-Büchlein ein köstliches Beispiel giebt, können für mich nicht maßgebend sein, wenn

die Entdeckung der Kunst zu schreibend, moussirenden Champagner herzustellen, war kein so übler Klosterbruder. Wir sind ihm zu herzlichem Dank verpflichtet, und verfügte ich über Meister Grühner's Palette, ich möchte ihn wohl malen, wie er unten im tiefen Keller der Abtei zum ersten Male, — es ist ja fast hundertneunzig Jahre her, — dem anmutigen Tanze der Gas-Atome im schongeschliffenen Kelchglase zuschaut und die feinen Lippen zum ersten Trunk spitzt. Der gute, menschenfreundliche Dom hat jedenfalls den ersten Grund zu einer rationalen Champagner-Fabrikation gelegt, während der wohlältere italienische Spumante ein immerhin roheres Naturgewächs geblieben ist.

Der Cham-

pagner ist näm-

lich wirklich ein

Fabrikat, und

daß ich es gleich

sage: die Art

der Fabrika-

tion ist heute

dieselbe in den

Kellereien der

geliebtesten

aller Winzer,

der Besuche

quod nämlich,

von welcher

auch die bewährtesten Zungen dabei Roederer und irgend einen deutschen Schaumwein verwechseln. Jeder wirkliche Weinkenner weiß ganz genau, wie unendlich schwer es ist, sich bei längeren Proben eine ungetrübte Zunge zu erhalten, zumal beim Champagnerproben, — wenn der Sekt hübsch kalt gemacht ist!

Die deutsche Schaumwein-Fabrikation hat jedenfalls ein gutes Recht, auf die bis heute errungenen Erfolge stolz zu sein, denn sie erkämpfte sie sich im Widerstreit mit schweren Vorurtheilen und mußte herbes Lehrgeld zahlen, ehe sie ihre heutige Höhe erreichen konnte. Seit dem Jahre 1826, in welchem (eine wohl wenig bekannte Thatsache) die erste deutsche Schaumwein-Fabrik — zu Grünberg in Schlesien gegründet wurde, hat die vaterländische Industrie sich langsam, aber stetig vergrößert und in den letzten Jahrzehnten, trotz erdrückenden Wettstreites, den Weltmarkt erobert. Ueberall in unseren heimischen Weinländern sind großartige Etablissements für die Schaumwein-Bereitung entstanden, abgesehen von allem Anderen zum wahren Geil unserer Winzer, denen sie einen gesicherten Absatz auch bei ungünstiger Conjunction gewährleisteten, — überall hat der deutsche Schaumwein sich aber auch ein Heimathsrecht auf unseren Tafeln erworben, und die Fälle werden immer seltener, in denen er unter fremder Flagge zu segeln gezwungen ist. Der moussirende Hochheimer, die Weine von Klotz und Förster, von Ewald in Rüdesheim, von Goehl in Geisenheim, der in Schlesien überall eingeführte vorzügliche Sekt von Grempler aus Grünberg und eine große Anzahl anderer Marken verdienen eine uneingeschränkte Anerkennung.

Die Auswahl der Weine ist gewiß meist das sorgsam gehütete Recht des gestrengen Hausherrn, aber ich erinnere mich doch auch mit besonderem Vergnügen kleiner, reizender Diners, von denen ich weiß, daß die Gnädigste höchstselbst die Directiven über die Weine ausgegeben hatte, — nicht zum Nachtheil der Gäste! Da dieser Fall also constatirt ist, darf ich vielleicht ein wenig über die Wahl und das richtige Einfügen des Sektes plaudern, wobei ich weniger dem üblichen Schema, als, egoistisch genug, meinem persönlichen Geschmack folge.

Ich halte es zum Beispiel, grade heraus gesagt, nicht für richtig, während eines ganzen Diners zwischen den übrigen Weinen unaufhörlich Sekt einschenken zu lassen, wie ich es bei einigen glänzenden Diners in Hamburg sah. Der prickelnde Schaumwein darf nur eine Etappe gleichsam in der Aufeinanderfolge der Kellergewächse bilden, man darf ihn nicht einmal zu früh in's Geheiß führen, — als Haupttruppe nämlich. Wohl aber empfiehlt es sich, vorausgesetzt, daß man nicht etwa St. Veray zu Austerlitz bestimmt, ein oder einige Gläser unmittelbar nach der Suppe als Tirailleurs zu geben, denn hier kommt die animirende Wirkung des prickelnden Champagners am besten zur Geltung; er verschleudert gleich von Anfang an die leise Befangenheit, welche nur zu leicht die erste Viertelstunde jedes gesellschaftlichen Zusammenkommens störend beeinflusst. Als Reserve soll der Sekt jedoch erst zum Braten erscheinen, ja, man darf mit ihm bis nach demselben warten, und es genügt dann, — vielleicht ist auch dieser practische Wink nicht unvernünftig, — wenn man auf etwa drei Personen eine Flasche rechnet: wohlverstanden bei einem sonst reichhaltigen, mit verschiedenen Weinsorten garnirten Menü. Für den Sekt nach der Suppe empfiehlt sich ganz besonders ein kräftiger, trockener und weniger süßer Mousseur, wie ihn die rheinischen Riesling-Trauben so vortrefflich liefern, oder etwa ein Deutz und Geldermann extra dry, — für den später zu servirenden Champagner eine leichtere und ein wenig süßere Marke. Indessen wird man hierbei der Zusammenfügung der Tischgesellschaft billige Rechnung tragen können: bei Herrenmisch findet der herbere Sekt erfahrungsmäßig mehr Anklang. Soll durchaus, wie dies in England vielfach Gebrauch, zu den Mittelschiffeln noch eine besondere Marke eingeschoben werden, so muß es eine der trockeneren, mehr „körper“ darbietenden sein: der deutsche Sparkling Döck, — der moussirende Hochheimer, — hat sich grade durch diese Eigenschaften so viele Freunde bei den britischen Kennern geschaffen. Schaumwein bei einem Ball-Souper soll möglichst leicht sein.

Die Wahl der Gläser gehört zu dem unbefrittenen Ressort der Hausfrau, und sie spielt grade für den Sekt eine hervorragende Rolle. Als ich in die Geheimnisse des Champagner-trinkens von erfahrenen Freunden eingeweiht wurde, kannte man eigentlich lediglich die hohen Spitzgläser, denen dann die flachen Schalen lebhaft Concurrenz machten, während jetzt vielfach ein fukloses, fast becherartiges Glas auf unseren Tafeln aufsteht. Wenn ich offen sein soll: ich gebe dem alten Spitzglas, als dessen Erfinder der wackere Dom Pérignon in höchst eigener Person gerühmt wird, unbedingt den Vorzug, da sich in ihm der Mousseur am schönsten entwickelt und am längsten hält. Nur für den unmittelbar nach der Suppe gereichten Sekt lasse ich eine andere Form gern gelten, einmal der Abwechslung halber und dann auch, weil er schneller getrunken wird, — hier sind z. B. zierliche, rosa angehauchte Kristallgläser oder die buntemalenen kleinen Becher völlig an ihrem Platze. Sehr bemerkenswerth ist mir stets ein Wink erschienen, den ich einem bewährten Fachmanne verdanke: Sektgläser dürfen nicht unmittelbar, ehe sie auf den Tisch kommen, gespült werden. Grade die feinen, dem Auge unsichtbaren Staubpartikelchen, welche sich in jedem ganz trockenem Glase angelegt haben, tragen wesentlich zur Erhöhung des Mousseurs bei, indem sie die Kohlenäure-Bläschen sammeln, sie dann aufschneiden und in Bewegung halten.

Und wie servirt man den Sekt? Es wäre abgeschmackt, dafür eine besondere Regel ertheilen zu wollen, denn für größere Gesellschaften ist ja das bequeme Eingießen aus der weiß umhüllten Flasche durch den Diener allgemein üblich geworden. Im kleineren Freundeskreise aber ergibt es sich von selbst, daß jene im Sektstübler an (oder weniger gut) auf den Tisch gebracht wird. Ich möchte nur jenen abscheulichen Silbertöpfen den Krieg erklären, die man gemeinhin als Sektstübler sieht; sie sind in ihrer langweiligen cylindrischen Rundung gradezu geschmackswidrig und mahnen mich unwillkürlich an die Restauration. Wie reizend ist dagegen ein breiter, bronzener Kübel, in dessen Einfassung sich bequem mehrere Flaschen betten, und der auf einem niederen Tabouret sich recht handlich zur Seite des Hausherrn rollen läßt.

Was wohl Großvaterchen sagte, wenn er diese spaltenlange Abhandlung über den Champagner aus der Feder seines leichtsinnigen Enkels lesen würde? —

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.